

# DER EIGENE

EIN BLATT DER FREIHEIT  
FÜR MÄNNLICHE KULTUR  
SITTENVERBESSERUNG UND  
LEBENSKUNST



JULI 1903

CHARLOTTEBURG  
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG  
DER EIGENE  
ADOLF BRAND & CO.

## MOTTO:

Unsere Kultur ist versittelt,  
verweibert und verpfafft und  
darum verpuscht.

BENEDICT FRIEDELAENDER

DER EIGENE  
EIN BLATT DER FREIHEIT, FÜR MÄNNLICHE  
KULTUR, SITTENVERBESSERUNG UND  
LEBENSKUNST

HERAUSGEBER: ADOLF BRAND o CHARLOTTENBURG.

JULI 1903

INHALT:

Motto von Benedict Friedlaender o Seite 434 o „Dionysos“, nach einer Photographic aus dem Atelier Boehme-Berlin o Seite 437 o „Ver sacrum“, Gedicht von Publius Plautus o Seite 438 o Schlußvignette aus dem Buche: „Ein Jahr in Arkadien“, zuerst wieder-veröffentlicht von Herrn Prof. Dr. Karsch im V. „Jahrbuch“ o Seite 440 o „Der Untergang des Eros im Mittelalter und seine Ursachen“, von Benedict Friedlaender o Seite 441 o „Ringer“, Schlußvignette von Fidus o Seite 455 o „Ganymed“, Gedicht von Faustino o Seite 456 o „Unter den Sternen“, Dialog von Hans Bethge o Seite 458 o Schlußvignette von Fidus o Seite 463 o „Letzte Fahrt“, Gedicht von C. B.-S. o Seite 464 o „Der junge Pan“, Gedicht von Lysis o Seite 466 o „Hylas“, Kunstblatt nach einer Statue von Wilhelm Bissen o Seite 467 o „Hylas“, episches Gedicht von Hugo Christof Heinrich Meyer o Seite 474 o „Herakles“, Kunstblatt, nach einem alten Stich o Seite 475 o „Wenn der Ginster blüht“, Gedicht in Prosa, von einem Erosjünger o Seite 479 o „Hirtenknabe“, Kunstblatt, mit Erlaubnis der Firma Schneider u. Hanau-Frankfurt a. M. o Seite 479 o „Bücher und Menschen“, o Seite 481 o Unterm Strich o Seite 486 o Druckfehler o Seite 487 o Anzeigen o Seite 488 o



Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von 12 Mark für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamtinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. ~~~~~ Einzelnummern sind für 1.50 Mark zu beziehen. ~~~~~~

ADOLF BRAND & CO.  
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG  
DER EIGENE  
Charlottenburg, Wilhelmplatz 1a.



DIONYSOS  
Atelier Bochme, Berlin

## VER SACRUM

Gesang der speertragenden Jünglinge in Samnium

Heiliger Frühling — aus düstern Geländen  
Schreckhaften Berglands mit siegenden Händen

Brechen wir Söhne der Zukunft hervor!  
Lösen die Schatten von Flammen und Bränden,  
Reißen mit Spott und Gewalt von den Wänden

Einsamer Tempel den täuschenden Flor:  
Nimmermehr sollen des Götterhags Tannen  
Uns wie ein Märchen das Leben umspannen,  
Nicht mehr Gebete — die Tat sei uns Pflicht!

Heiliger Frühling — wir kämpfen ums Licht!

Singende Knaben noch waren wir gestern,  
Sprangen auf Wiesen mit lockigen Schwestern,  
Scheuchten durchs Bergtal das flüchtige Reh;  
Hörten die grimmigen Alten wir lästern,  
Schwiegen wir schamrot und zuckten beim festern  
Handdruck des Vaters und knirschten vor Weh.  
Feurig ist heut uns die Sonne erschienen,  
Schuf uns zu Männern und füllte mit kühnen,  
Jauchzenden Plänen die klopfende Brust!

Heiliger Frühling — wir grüßen die Lust!

Langten aus Truhen die rostigen Schäfte  
Wuchtiger Schwerter, geweiht durch die Säfte  
Mancher gewaltigen, donnernden Schlacht;  
Prüften im Schwung, ob der Mut uns nicht äffte,  
Schrieen voll Jubel, da unsere Kräfte  
Gleich schon das tüchtigste Wagstück vollbracht:

Da wir den Grenzpfahl zu feindlichem Volke  
Schmetterten hin, wie mit Blitz aus der Wolke,  
Schon mit dem ersten dumpfpolternden Streich —  
Heiliger Frühling — wir stürmen das Reich!

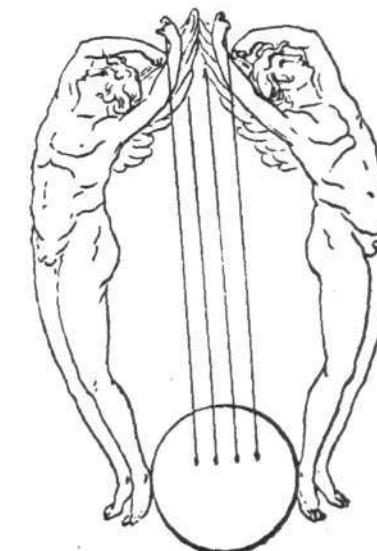
Schon hat die heilige Schar sich ergossen,  
Sprengend auf weißen, strammsehnichten Rossen,  
Frei in das morgendurchschimmerte Tal!  
Einmal umarm ich noch rasch den Genossen  
Kindlichen Bettes, der lichthold umflossen  
Neben mir reitet im rosigen Strahl!  
Sieh dort die Wälle! o, sieh dort die Mauern!  
Sollte, Du Goldner, am Abend ich trauern,  
Flammen Dir Opfer, von Rache durchheilt!  
Heiliger Frühling — wir stürzen die Welt!

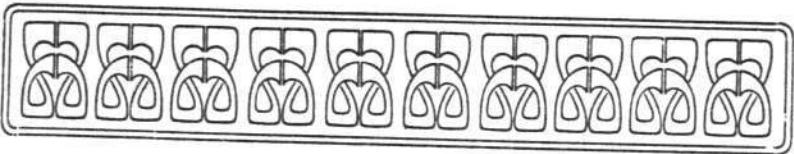
Haben dem König die Krone entrissen,  
Haben den Göttern den Mantel zerschlissen,  
Den sie zum Schutz hinters Stadttor gehängt;  
Nicht eine Feindsbrust entwand sich den Bissen  
Unserer Speere; aus gräßlichen Rissen  
Hat sich der Wildstrom des Mordbluts gezwängt.  
Endlich die purpurnen Lenzabendröten  
Hüllten das schauverschwiegene Töten  
Düster mit flammender Nebelflut ein.  
Heiliger Frühling — wir tranken den Schein!

Rasten nun fern an des Meeres Gestaden,  
Brandige Wunden in Salzflut zu baden,  
Toten zu opfern, den Sieg zu begehn;  
Rasen und tobten wie trunkne Mänaden,  
Springen im Weinberg auf heimlichen Pfaden,  
Traumwerk, das sonst wir verachten, zu sehn!  
Und über nächtlich erschauerndem Grunde  
Spüren wir wandeln die Allmacht der Stunde:  
Herren des Weltalls zu sein — das Geschick,  
Heiliger Frühling — wir kehren zurück!

Ferne im Mondschein auf nebligen Jöchern  
Schaun wir die Heimat, wo ängstlich und knöchern  
Sich der Penaten die Väter erfreun.  
Schüttet die Pfeile aus all Euern Köchern!  
Weiter die Erzbrust des Feinds zu durchlöchern,  
Heißet den Anblick der Heimat uns scheun!  
Droben im Frieden nun gibt es zu fechten,  
Gibt es zu trotzen und gibt es zu rechten,  
Was unser Weitsieg dem Schicksal entrafft!  
Heiliger Frühling — Dein Friede sei Kraft!

PUBLIUS PLAUTUS.





## DER UNTERGANG DES EROS IM MITTELALTER UND SEINE URSACHEN.\*

Von  
BENEDICT FRIEGLAENDER

Die Ursachen des Unterganges des Eros Uranios können, wie gesagt, hier nur andeutungsweise und hypothetisch erörtert werden. Bekannt und sicher nachgewiesen ist die Tatsache, daß sein Untergang mit dem Verfall der antiken Kultur und dem Aufsprossen der mittelalterlichen Geistesknächtschaft zeitlich zusammenfiel, eine Tatsache, die allein schon genug zu denken gibt. Im Folgenden hoffe ich aber auch betreffs des kausalen Zusammenhangs das Richtige zu treffen und es wenigstens in den alleräußersten Umrissen sichtbar zu machen, welche Mächte die erstaunliche Erscheinung zu Wege gebracht haben, daß einer der legitimen Grundtriebe des Menschen auf ein paar Jahrtausende gleichsam in einer Versenkung verschwinden konnte.

Die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nach Europa importierte, palästinensische, der Hauptsache nach judäische, wahrscheinlich aber mit einigen buddhistischen, also arisch-indischen Elementen versetzte Religion enthielt schon in ihren ersten überlieferten Beurkundungen einen gewissen asketischen Zug. Andere würden vielleicht in erster Linie auf das ausdrückliche alttestamentliche, und allenfalls auch auf das nicht ganz so schroffe und außerdem nicht Jesus selbst zugeschriebene, aber doch auch vorhandene

\* Aus „Die Renaissance des Eros Uranios“ von Dr. Benedict Friedlaender. Das Buch kommt voraussichtlich Ende des Jahres heraus.

neutestamentliche Verbot der gröberen Formen der gleichgeschlechtlichen Liebe hinweisen; allein ich glaube, daß diese paar Stellen für den Eros weit weniger verhängnisvoll gewesen sind, als der asketische Geist. Ist doch im alten Testamente auch der Verzehr von Schweinefleisch und manches Andere verboten, um das sich die Christenheit nie sonderlich gekümmert hat! Der Einwand, diese Verbote hätten nur für die Juden Gültigkeit gehabt, ist hinfällig; denn nach orthodoxer Anschauung, d. h. nach der in Betracht kommenden mittelalterlichen Auffassung, ist das alte Testamente eben so vollgültige und allgemein maßgebliche Autorität, wie das neue; würde man doch auch mit jenem Einwande sogar die Autorität der vorzugsweise sogenannten zehn Gebote vernichten und natürlich genau ebenso das hier in Frage stehende Verbot!

Immerhin mag auch das direkte und ausdrückliche Verbot hier und da einigen Einfluss ausgeübt haben; anscheinend hat man jedoch jenes mehr als Vorwand und als unmittelbar zwingenden Beweis ad oculos — denn die Bibel „bewies“ — benutzt, während in letzter Instanz der eigentliche Widersacher des Eros der asketische Geist war und die speziellen Formen, die dieser in seiner priesterlich-christlichen Ausprägung annehmen sollte. Die Frage, ob die christliche Askese, die Ertötung des Fleisches und die Verpönung der Sinnenlust etwan wirklich, wie Manche annehmen, aus Indien nach Palästina und nach Europa geraten, oder hier selbständig entstanden ist, — diese Frage ist an sich interessant, für unser Thema aber gleichgültig: genug, daß schon die ersten Beurkundungen des Christentums eine unverkennbare Beimischung von Askese enthielten. Denn es wurde dem Menschen aufgegeben, sich und seine natürlichen Triebe als unrecht und sündhaft zu betrachten; es wurde ihm eingeredet, daß die ganze Sinnenwelt vom Uebel sei und daß die Seeligkeit in der Abkehr von der Welt und den irdischen Lüsten bestehe; und daß dieses Erdenleben — das einzige, von dem wir wissen! — nur die

Bedeutung einer Vorbereitung für das „ewige Leben“ habe, dessen überschwängliche Seligkeit oder furchtbare Qual zu den im Erdenleben genossenen Annehmlichkeiten — im Allgemeinen — im umgekehrten Verhältnis stehe. Somit finden sich die Keime zur spezifisch christlichen Askese bereits in den ältesten und am meisten autoritären Beurkundungen, und es hätte keinen Sinn, dies beschönigen zu wollen; denn der asketische Geist an sich, so lange er sich der Vergewaltigung der Mitmenschen enthält, ist doch noch ein ziemlich unschuldiges Ding. Nun ist aber gerade der asketische Geist derjenige Bestandteil des Christentums gewesen, der in den ersten Jahrhunderten, sozusagen im Frühling der neuen Religion, üppig sproß und wucherte. Ein Beispiel genügt hier: Augustinus, einer der sogenannten Kirchenväter, der im vierten und bis ins fünfte Jahrhundert gelebt hat, bedauert nach seiner Bekehrung ausdrücklich in seinen bekannten „Confessiones“, daß die zur Erhaltung des Lebens nun einmal notwendige Nahrungsaufnahme mit sinnlichem Genuß verbunden sei! Wer darüber betrübt ist, daß ihm das Essen schmeckt, der muß sich offenbar noch weit heftigere Skrupel, ja förmliche Gewissensbisse über den Geschlechtsgenuss machen; wie das in einem alten Hochzeits-Liede, dessen Ursprung ich nicht kenne und das ich nach dem Gedächtnis und daher vielleicht nicht ganz treu zitiere, sehr drastisch ausgedrückt ist: „Anjetzo, mein geliebtes Weib, (Diese Zeile ist allzu derb) Nicht um der schnöden Wollust willen, Sondern um Gottes Gebot zu erfüllen“ etc. Ich vermute das Gebot: Seid fruchtbar und mehret Euch! Jedenfalls ist es völlig konsequent, wenn sich die Askese vornehmlich gegen den höchsten der Sinnesgenüsse wendet, und daher der Liebesgenuß an sich in Verruf kommt. Nun ist es nicht wohl möglich, den Verkehr von Mann und Weib gänzlich zu verpönen; denn dann würde ja die Menschheit aussterben. Das mag das Idol der mit der Askese zusammenhängenden pessimistischen Philosophie, kann aber niemals das Ideal der Kirche oder des Staates sein.

Denn wenn auch am einzelnen Menschen und an der Menschheit herzlich wenig liegt, so würde doch mit der Menschheit auch Kirche und Staat selbst zum Teufel gehen, was offenbar gar erschrecklich wäre. Daher konnte der mannweibliche Verkehr, trotz des auch mit ihm — leider! — nun einmal verbundenen Sinnengenusses, nicht unter allen Umständen als etwas völlig Verwerfliches hingestellt werden. Man mußte sich damit begnügen, seine Zulässigkeit von der vorher erteilten Genehmigung der Priester abhängig zu machen. Was somit beim mannweiblichen Verkehr nicht möglich war, das ging aber mit Leichtigkeit von Statten beim mann-männlichen Verkehr, beim hellenischen Eros; denn dieser erschien als reine Sinnenlust, also, nach der asketischen Schrulle, als etwas Arges, ohne zu seiner Entschuldigung auf das Baby und das biblische Gebot der Arterhaltung hinweisen zu können.

Der asketische\* Zug allein erklärt aber noch nicht Alles. Denn an sich würde er — so ist es beim Buddhismus zu dessen ewiger Ehre gewesen — doch nur dazu führen, Selbstaskese zu üben und Anderen höchstens vom Sinnengenuss abzuraten, nicht aber dazu, ihn unter Strafe zu stellen. Nun hat zwar der fanatische Aberglaube viel und oftmals die unglaublichesten Dinge zu Wege gebracht; bei allen Rassen, zu allen Zeiten und in den verschiedensten Formen. So lange die aus jenen Wahnvorstellungen entspringenden Handlungen nur die handelnde Person betreffen — wie beim Mönchswesen, bei den Selbsttötungen unter dem indischen Götterwagen und bei den Selbstkasteiungen aller Art — so

---

\* Bezeichnend ist auch die Sinnverschiebung, welche das Wort Askese erlitten hat: Es bedeutete im Griechischen so viel wie Uebung, besonders Körperübung. Wir verstehen jedoch darunter die Tugendübung, wobei Tugend eben jenen widerwärtigen, teils wahnwitzigen, teils heuchlerischen Sinn einer Entwurzelung der natürlichen Triebe hat. Diese Sinnverschiebung ins ungefahre Gegenteil finden wir öfters; man denke an das „Gymnasium“ einst und jetzt oder an die „Platonische Liebe“ selbst!

lange mag in der Tat der Aberglaube allein Alles zureichend erklären. Sobald aber die Träger desselben von der Narrheit der Selbstkasteierung zum Frevel übergehen, anstatt ihrer selbst Andere zu kasteien oder diese zur Selbstkasteierung zu zwingen, mit anderen Worten, sobald die Askese zur Zwangsaskese wird, wird man, wie bei jedem Verbrechen, und besonders bei jedem in Gesetzen und Sitten verkörperten Naturrechtsverbrechen, nach allgemein psychologischen Grundsätzen fragen müssen: Cui pro? — Wie ist man dazu gekommen, den Schritt von der bloß närrischen Selbstaskese zur verbrecherischen Zwangsaskese zu tun? Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob man selbst auf dem Kopfe steht, weil man sich einbildet, diese Stellung sei die normale, die moralische, die heilige und die allein seligmachende, oder ob man seine Mitmenschen mit Gewalt zum Kopf stehen zwingen will. Ersteres ist nur Narrheit, letzteres Verbrechen. Bei allen Freiheitsbeschränkungen und besonders bei solchen, welche dem Naturrecht zuwiderlaufen, hat man also zu fragen: Wer hat den Vorteil davon? Wer hat ein selbststüchtiges Interesse daran? Natürlich muß man sich bei dieser Untersuchung vor dem banalen Irrtum hüten, Vorwände für Gründe zu nehmen. Noch immer hat die ungerechte Einzel-, Gruppen- oder Klassenselbstsucht sich ein täuschendes Mäntelchen umzuhängen und sich als Vertreter des Gesamtinteresses, des ewigen Seelenheiles und was weiß ich, zu gerieren gewußt; solche Heuchelei gehört zum ungerecht aggressiven Egoismus, wie Klappern zum Handwerk; sie ist notwendig für den Erfolg. Also sehen wir zu, Wer eigentlich von der kirchlich-mittelalterlichen Zwangsaskese, Wer von diesem monströsen Eingriff in die persönliche Freiheit, und Wer besonders auch von der Verpönung des Eros Uranios einen materiellen Vorteil oder einen Zuwachs an Macht gehabt hat.

Das Askesepredigen oder gar die Zwangsaskese wird immer verdächtig sein. Es ist gar zu bequem, Anderen die Freuden des Lebens als wertlos oder als sündhaft hinzustellen!

In unserem Falle stoßen wir nun auf zwei Klassen von Menschen, die immer und überall zusammengehören, ihren Einfluß wechselseitig stärken, und von denen die eine im Mittelalter die Macht völlig an sich gerissen, aber auch die andere, im Vergleich zum Altertum, sozial gar sehr empor gekommen war und ist. Ich meine die Priester und die Weiber. Durch die angestrebte und äußerlich auch erreichte Gestaltung der Dinge wurde nämlich Etwas geschaffen, das man geradezu als das Liebesmonopol der Weiber und der Priester bezeichnen kann. Während im Altertum die Liebe im Großen und Ganzen frei, und insbesondere auch der Jüngling als würdiger und geeigneter Gegenstand der Liebe allgemein anerkannt gewesen war, so wurde dies nun anders: die Weiber erhielten das ausdrückliche Monopol der Liebe, und die Priester das ihrer Einsegnung. Da nun aber die Hauptsehnsucht des natürlichen Mannes die Liebe zu sein pflegt: so ist es ohne weiteres klar, daß Diejenigen eine große Macht erhalten mußten, welche es verstanden, den Schlüssel zu diesem irdischen Paradies in ihre Hände zu bringen. Priester und Weiber verstehen einander ja auch sonst sehr wohl: ist doch das Weib die erste und die letzte Zuflucht des Priesterglaubens und damit der Priestermacht! Denn wenn die abergläubische Furcht nicht wäre, so hätte die Menschheit keinen Bedarf nach Priestern; Aberglauben und mystischer Schrecken ist aber bei den Weibern, wegen ihrer geringeren Verstandesentwicklung, um mehrere Grade hartnäckiger, als beim männlichen Geschlechte.

So ist es dahin gekommen, daß man mit dem Untergange der antiken Kultur gerade denjenigen beiden Klassen von Menschen einen größeren Einfluß verstattezt hat, welchen man nach Schopenhauers ewig beherzigenswertem Rate, sich hüten soll, Konzessionen zu machen: den Weibern und den Priestern! Die erotische Liebe wurde auf Grund der angegebenen Monopolvorstellung zur straflichen Kontrebande, nämlich zur Verletzung der Weiber- und Priesterprivilegien. Dabei fühlte oder witterte man

sehr wohl, daß man hiermit bis zu einem gewissen Grade einen Grundtrieb des Menschen in Acht und Bann getan hatte. Deswegen bestrafe man gerade diese Monopolverletzung so außerordentlich grausam — grausamer als viele wirkliche Verbrechen! Deshalb umgab man die Sache mit einem so erstaunlichen Wuste des wütesten Spezialaberglaubens: sollten doch Erdbeben, Pestilenz und, wie Ulrichs berichtet, „besonders dicke, gefrässige Feldmäuse“ die Folge der fraglichen „Sünde wider die Natur“ sein! Ein solcher Aufwand an ganz besonderen und ungewöhnlichen Abschreckungsmitteln legt immer den Gedanken nahe, daß kein wirkliches Verbrechen vorliege: wofür der Hexenwahn, und nächstdem wohl der mittelalterliche Kampf gegen die gleichgeschlechtliche Liebe das augenfälligste Beispiel liefert\*.

Und, als Ruine dieses Feuer, Tod und Verderben speienden mittelalterlichen Forts, steht der § 175 im Deutschen Strafkodex: in schwächlicher Epigonenhaftigkeit, ein halbfossiles Erbstück der verblaßten Pracht des Aberglaubens: aber doch noch schädlich, ja mörderisch genug!

Selbstverständlich hat man bei der Aufhellung einer historischen Kollektivpsychologie nicht etwa bei der Menge der Beteiligten eine klare Einsicht, also in unserem Falle eine Art von Komplott der Priester und der Weiber vorauszusetzen. Vielmehr findet das Streben nach Machtvermehrung fast unbewußt statt und werden die jeweils zum Ziele führenden Wege und Bündnisse gleichsam instinktiv gefunden.

\* Wie wir sehen werden, ist in der Neuzeit an die Stelle der dicken Feldmäuse das Phantom einer verminderten Volksvermehrung und an die Stelle des „Verbrechens“ der „Krankheits“wahn getreten. Der Aberglaube stirbt nicht, sondern er modernisiert sich; das heißt, er tritt in der Verkleidung der „Wissenschaft“ auf. Dem Menschen genügt sein Verstand nicht, er muß Jemanden haben, zu dem er in scheuer Ehrfurcht hinauf blickt; an die Kirche glaubt er nicht mehr. Aber „die Wissenschaft“ . . . die ist unfühlbar. Das besagt ja schon ihr Name!

Ferner gebe ich zu, daß meine Erklärung des Unterganges oder vielmehr Scheintodes des Eros Uranios eine Hypothese ist. Je mehr ich sie aber bedenke, je tiefer ich eindringe, und je länger ich sie nach allen Seiten drehe und wende, um so wahrscheinlicher kommt sie mir vor. Ich glaube, daß sie sich bei vorurteilsfreier Prüfung als richtig herausstellen wird, soweit in solchen Dingen ein unbedingtes Richtig oder Falsch überhaupt existiert und so weit man in Dingen der Art von der Bewährung einer Hypothese reden kann. Eine Bestätigung meiner Annahme wird übrigens Jeder in dem Umstände finden, daß die beiden Klassen, welche ich für den mittelalterlichen Untergang des Eros verantwortlich mache, auch gegenwärtig noch Diejenigen sind, welche sich im Grunde am meisten gegen dessen Renaissance sträuben: so sehr sie sich, in instinktiver Verschlagenheit, auch bemühen, andere Personen, Interessen und Schlagworte in den Vordergrund zu schieben und ihr eigenes Interesse an der Sache — da es ein selbstsüchtiges ist und da sie fürchten, daß man das merkt, — zu maskieren. Allermindestens aber hoffe ich, daß meine Vermutung als Wegweiser dienen kann, wenn etwa Jemand die angeregte Aufgabe einer Geschichte der Prüderie oder Sexualheuchelei in Europa in Angriff nimmt\*. Vieles, das sonst unverständlich bleibt, wird im Lichte meiner Vermutung etwas durchsichtiger.

Welchen Einfluß im Ganzen und in den Einzelheiten jener Grundaberglaube des Mittelalters — die Fabel von der grundsätzlichen und ursprünglichen Sündhaftigkeit der natürlichen Triebe — ausgeübt hat, kann auch Derjenige nicht in der ganzen Ausdehnung überschauen, der jenen Wahn selbst

\* Später hat die christliche Zwangsaskese noch in der Syphilis einen mächtigen Bundesgenossen erhalten. Freilich liegt deren Tätigkeitsfeld mehr im Gebiete der uneingesegneten Weiberliebe. Jedenfalls ist aber die Wirkung augenscheinlich, indem der Aberglaube von der Sündhaftigkeit des uneingesegneten Geschlechtsgenusses durch die nur allzu diesseitige Krankheit gleichsam eine Beglaubigung erhielt.

überwunden hat. Sicher aber ist, daß der an der Lebenskraft und Lebensfreude angerichtete Schaden geradezu unermeßlich ist. Denn jene von Priestern erfundene, von Priestern verbreitete und ihnen dienstbare Irrlehre, samt ihren höllischen Jenseitsperspektiven, mußte, so lange und so weit sie ernst genommen wurde, das Lebensgefühl wirklich an den Wurzeln angreifen. Alles das ist wahr, weit über das zwar hochwichtige, aber doch nicht einzige Gebiet des Eros Uranios hinaus. Mindestens mußte auch das nächst benachbarte oder gleichsam übergeordnete Gebiet der sinnlichen Liebe überhaupt, also auch der Gynaekerastie, von jenen unheimlichen Schatten verdüstert werden. Man könnte die ganze Phantasie von der grundsätzlichen Sündhaftigkeit der sinnlichen Triebe des Menschen getrost als eine eigentliche Wahnidee, wenn auch nicht gerade im irrenärztlichen Sinne, auffassen, als eine Art von Manie zu grundlosen Selbstvorwürfen — eine geistige Seuche, von der das Priestertum lebte und die es daher durch Suggestion, durch Einwirkung auf das kindliche Gehirn, übrigens aber auch mit Scheiterhaufen und Folterkammer, förderte und etwa anderthalb Jahrtausende in vollem Flor erhielt. Wie unter den Folgen jenes Wahns und der damit eng verbundenen anderweitigen Bestandteile des Priesterchristentums, alles eigentlich und im höheren Sinne Menschliche verfiel, verknöcherte, entartete, verzerrt und ersticket wurde und fast der Vergessenheit anheimfiel, ist bekannt genug. Doch beschränken wir uns auf das enge Gebiet, das wir uns hier abgesteckt haben und versuchen wir es, die psychologischen Folgen zu veranschlagen, welche durchschnittlich bei einem Menschen platzgreifen müssen, bei welchem der Wahn der Sündhaftigkeit der sinnlichen Triebe ernstlich Wurzel gefäßt hat. Der Mensch kann sich nicht lange verhehlen, daß er nicht so ist, wie er — nach der Lehre der Priester — sein „sollte“. Die Folge davon ist natürlich Reue, Unruhe und in höheren Graden Zerknirschung (die den Priestern so sehr erwünschte „contritio“) und Furcht vor der mystischen „Strafe“: und in

dieser Furcht wendet sich der Mensch an den Priester, wie der wirkliche oder der eingebildete Kranke an den Arzt; darauf ist es ja von Anfang an abgesehen gewesen; das war der Zweck der Suggestion.

Die antiken Kulturvölker hatten des Götter- und anderweitigen Aberglaubens zwar wahrlich genug: aber von einem für die ganze Lebensauffassung und Lebensgestaltung so überaus schädlichen Wahne, wie demjenigen der grundsätzlichen Sündhaftigkeit der menschlichen Triebe und ihrer Niemanden verletzenden Befriedigung waren sie frei. Und das dürfte eine der tiefliegenden letzten Ursachen der klassischen Größe, wie das Gegenteil diejenige der mittelalterlichen Verschrobenheit sein.

Das antike Tugendideal bestand in der Entwicklung und Steigerung der besten Eigenschaften des Menschen, der Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit; und in Bezug auf das sinnliche Triebleben darin, daß eine Herrschaft über die Triebe erstrebgt wurde, aber nicht in dem Sinne des Unterdrückungsversuchs, sondern in dem einer gerechten, schönen und maßvollen Befriedigung. An die Stelle dieses verständigen und heilsamen Ideals trat nun die Zumutung der Unterdrückung der sinnlichen Triebe und der Ertötung des „Fleisches“. Je nach dem Charakter der Menschen, welche an die Berechtigung dieser Forderung glauben, wird der Versuch jener „Ertötung“ entweder mit vollem Ernste und voller Energie aufgenommen, oder aber der Kampf wird nur mit halbem Herzen oder gar nur zum Scheine geführt. Im ersten Falle entstehen bei einiger Stärke des Charakters die „Heiligen“, welche Fleisch und Sinnerlust überwunden haben: sie sind die Sieger im Kampfe; sie sind Sieger über sich selbst und ihre natürlichen Triebe. Sie haben überwunden — ihre eigenste Natur. So sehr man nun auch die bewiesene Willensstärke an sich bewundern mag, so entschieden wird doch der vom Wahne des Mittelalters Befreite bedauern, daß jene kostbare Kraft

auf ein so verrücktes und unnützes Ziel verschwendet worden ist. Denn Wer oder Was hat von der bei Einzelnen gelungenen „Ertötung des Fleisches“, menschlich und vernünftig geredet, irgend welchen Nutzen? Der grundsätzliche Krieg gegen die natürlichen Triebe ist nicht nur der schwerste, sondern es sind auch seine Früchte in dem seltenen Falle des Sieges die am meisten nichtigen. Sie sind wirklich nicht von dieser Welt — der einzigen die wir kennen — und wahrlich nicht für dieses Leben, das einzige, das wirklich ist. Nur beim intellektuellen Pöbel kann daher die Bewunderung einer solchen Leistung der Willenskraft der vorherrschende und bleibende Eindruck sein: bei dem weiter Blickenden und nicht selbst abergläubisch verdorbenen Intellekt wird der Mißmut die Oberhand gewinnen über die Verstandesschwäche, welche erforderlich war, um alle Kräfte auf ein so törichtes Ziel zu richten. Ja, der Unterschied zwischen dem christlichen Ertöter des Fleisches und dem indischen Fakir, oder dem Selbstmörder unter den Rädern des Götterwagens, wird bedenklich klein erscheinen: und wenn wir überhaupt dem christlichen Siege über die böse Sinnenlust noch einen relativen Vorzug geben, so hat das wohl nur darin seinen Grund, daß selbst der aufgeklärte Europäer den zeitlich, örtlich und traditionell näherliegenden Erscheinungen der religiösen Geistesverrückung nicht so objektiv gegenübersteht, wie den exotischen Formen des fanatischen Aberglaubens. — Die ganze Stellungnahme des mittelalterlichen Geistes gegenüber den Tatsachen und Trieben, die mit der Geschlechtlichkeit zusammenhängen, könnte man auch als ein geistiges Skopzentrum bezeichnen — nach dem Namen der russischen Sekte, die den Haß gegen die Sexualität bis zur körperlichen Selbstverstümmelung betätigt, während sich die Majorität mit einer geistigen Vervehmung begnügt hat.

Der ernsthaft und energisch geführte Kampf gegen den „alten Adam“ des Sinnenmenschen ist nun aber im Großen und Ganzen die Ausnahme gewesen und mit der zunehmen-

den Altersschwäche des Glaubens immer mehr geworden. An die Stelle des ernsthaft Gedachten und Gefühlten traten mehr und mehr Konvention, Sitte, Herkommen und die verschiedenen Formen der Heuchelei. Man tat und tut so, als ob man die Sinnenlust nach Vorschrift verachte und verabscheue — — und fröhnte ihr im Stillen. Je mehr der Kern verrottete, der, insofern er in einer ehrlichen, wenn auch verkehrten Überzeugung bestand, noch einen gewissen Grad von Achtung verdiente — desto mehr mußte man auf die Schale, auf das Äußere, auf den Schein, Gewicht legen. Auf diese Weise erkläre ich es mir, daß mit der Abschwächung des eigentlichen Glaubens, also seit dem Mittelalter im engeren Sinne, die Heuchelei in jener Richtung nicht ab- sondern eher zugenommen hat. Die Prüderie scheint im Mittelalter nicht größer, sondern kleiner gewesen zu sein, als in der schönen „Jetztzeit“. Die Sinnenlust war etwas vom sogenannten „Sittengesetz“ im allgemeinen Verbotenes: sie offen und maßvoll zu geniessen, ging und geht nicht an; sie muß sich verstecken und ist schon hierdurch im weitem Umfange zu einer Art von Dunkelleben verurteilt, in der sie natürlich erst recht ausartet. An die Stelle des maßvollen Genießens trat die heimliche Lüsternheit und das Versteckspielen mit Allem, was auf die Geschlechtlichkeit irgend wie Bezug hat, insbesondere aber das Verbergen des nackten Körpers. Ist es doch so weit gekommen, daß wir von einem Menschen in der Regel außer dem Gesicht nur die Kleider kennen lernen! Und selbst bei Gelegenheiten, die ein ausnahmsweises Ablegen der künstlichen Hülle notwendig machen, wie beim Baden, erfordert die öffentliche „Schamhaftigkeit“ oder wie sich die Prüderie sonst selber nennen mag, wenigstens ein Verbergen derjenigen Teile, in welchen und auf welche sich die sündhafte Neigung zu konzentrieren pflegt.

Dieses ganze europäische, mittelalterlich-moderne, so überaus lächerliche Sittenbildchen hat demnach, wie ich klar zu sehen glaube, seinen letzten Ursprung in den übelsten

Bestandteilen des mittelalterlichen Kirchenchristentums. Das Sexuelle ist im Rahmen des asketischen Wahns etwas Mißliebiges, auf Grund der Zwangs-Akse, aber sogar etwas Verbotenes. Da es aber Jedermann trotzdem übt oder mindestens danach verlangt: so wird, durch den Gegensatz zwischen geheimer Natur und anmaßlich-pfäffischer Unnatur, ein komisch-peinliches Nolimetangere daraus. In der Tat scheint dieses ganze Sitten- oder vielmehr Unsitten-Ensemble, also die unsägliche Verpöning der gleichgeschlechtlichen Liebe, die Scheu vor dem Nackten und das Versteckspielen mit Allem was auf die Geschlechtlichkeit überhaupt Bezug hat, ganz und gar auf diejenigen Völker beschränkt zu sein, welche der am meisten verknechtenden aller Autoritäten anheimgefallen sind. Die Nacktheit und Naivität, die wir die „klassische“ nennen, herrschte nicht nur in Hellas und in Rom, sondern überall, wo nicht jener Geist des mittelalterlichen Kirchenchristentums mit seinem Sündhaftigkeitswahn seinen schädlichen Samen ausgestreut hat.

Der sachlogische Zusammenhang ist also nach meiner Ansicht dieser: der erste Irrtum, das Proton Pseudos, — dem gegenüber also in Zukunft das „principiis obsta“ anzuwenden ist — ist die Verurteilung der natürlichen Triebe als „schlecht“ und ihrer mit Lust verbundenen Befriedigung als „sündhaft“. Dieser zunächst vorwiegend theoretische Irrtum erzeugte dann den Frevel einer gewalt-samen und inquisitorischen Einmischung in die privatesten Privatangelegenheiten, um so mehr, als hierdurch die Macht des aufsprossenden und herrschsüchtigen neuen Priestertums in der gekennzeichneten Weise gefördert wurde. Für diesen und ähnliche Übergriffe einer jeweils kurshabenden Autorität sollte man, da sie typische Vorkommnisse sind, auch einen besonderen Ausdruck haben: man könnte sie als den Pfaffenfrevel wider das Naturrecht bezeichnen, wobei, unter Umständen und besonders in der neueren Zeit, anstatt Pfaffenfrevel vielmehr Staatsfrevel zu lesen ist; oder,

wem das besser gefällt, Staatsverbrechen\* wider die menschliche Souveränität. So hatte man bald neben der theoretischen Verdammung der natürlichen Triebe auch die praktische Strafbarkeit ihrer Befriedigung. Nun lassen sich aber jene Triebe nicht ausmerzen: sie bleiben trotz ihrer „Sündhaftigkeit“ und trotz ihrer „Strafbarkeit“ bestehen: Was ist natürlicher, als daß sie sich allgemein verstecken? Als daß man so tut, als ob diese ganze Seite des menschlichen Lebens nicht vorhanden wäre? Als daß man Alles vermeidet und verbirgt, was darauf auch nur entfernt und indirekt Bezug hat? Kurz, als daß an Stelle der klassischen Nacktheit des Körpers und Unbefangenheit der Seele Zustände treten, in denen der Mensch aus Gesicht und Rock besteht und in denen ein allgemeines Versteckspielen und eine zur zweiten Natur gewordene Heuchelei herrscht? Ich bezweifle, daß irgend wo und irgend wann eine ausgedehntere und intensivere Heuchelei existiert hat, als in Bezug auf den Eros, seit dem Verfall der antiken Kultur, bis auf unsere Zeit. Wer hier ernstlich reformieren will, der hat nicht etwa nur die Symptome oder gar nur die äußersten Auswüchse der altjüngferlichen Früderie zu bekämpfen, sondern muß das Übel mit den Wurzeln ausrotten; er muß daher folgende Grundsätze aufstellen: 1. Der Körper des Menschen besteht zu Recht und braucht sich nicht zu verbergen, wenn anders er wohlgebildet ist; die Freude am Anblick schöner Körper ist harmlos, individuell und sozial nützlich, und die Verkümmерung dieser Freude eben so töricht wie unrecht. 2. Die natürlichen Triebe des Menschen, insbesondere sein physischer und psychischer Liebestrieb bestehen zu Recht und sind keine Sünde. Nur raffiniert verknechtende Mächte haben teils aus Irrtum, teils aus Bevormundungs-Manie, teils aus herrschsüchtiger Selbstsucht diese täuschende Parole ausgegeben. Die Befriedigung der Triebe ist kein Unrecht,

\* D. h. natürlich hier Verbrechen des Staats, nicht Verbrechen gegen den Staat!

wenn Niemand dabei ungerecht verletzt wird. 3. Die Frage nach Recht und Unrecht ist vollkommen unabhängig von den jeweils irgend wo und wie bestehenden Sitten und Moden und natürlich ebenso unabhängig von der Genehmigung oder Nichtgenehmigung durch Priester oder Staat. Was wirklich ein Unrecht ist, wird durch den Segen des Priesters oder die Eintragung in die Register des Staats nicht zum Recht. Was aber von Naturrechtswegen kein Unrecht ist, das wird auch durch soziale Verpönung und deren etwa bestehende Kodifikation nicht zum Unrecht umgezaubert. Vielmehr sind jene Verpönung und jene Gesetze selbst Unrecht, oder, in der Redeweise der Religion, „Sünde.“



## GANYMED

Im Dome der Madonna della Lettera zu Messina.

Der Domherr spricht:

Du kleiner, schmucker Sakristan!  
Ei, komm einmal zu mir heran!  
Setz Dich zu mir auf diese Bank!  
Du bist so nett! Du bist so schlank!  
Du hast so ein lachendes, liebes Gesicht!  
Schau mich an — lach mich an, Du mein herziger Wicht!  
Sieh, diesen ganzen, weiten Dom  
Füllt meiner Andacht Feuerstrom,  
Jedmeines Wort auf Engelshand  
Schwebt nach des Paradieses Rand.  
Und Sünden aus des Räubers Brust  
Tilg ich und heile Dirnenlust;  
Was auf dem Eiland giftig schlecht,  
Das benedei ich wieder recht!  
Doch gib mir Deine runde Hand!  
Laß Deiner dunklen Augen Brand  
Ganz tief in all mein Wohlsein sinken;  
Mir ist, als dürft ich Lethe trinken!  
So hat einmal ein großer Gott  
Zu aller seiner Priester Spott  
Als aller seiner Segnung Sold  
Einen kleinen Schelm sich wo geholt,  
Einen lustigen Schäfer, ein goldenes Kind!  
Komm, Ciccio, gib mir ein Küßchen geschwind!  
Ei nun, Ich wußt es — nicht wehrst Du mir!  
Gott und die Heiligen lohnen Dirs!

Der kleine Ciccio spricht:

Mein guter Herr! O mein hoher Prälat!  
Küßt Euch an meinem Mäulchen satt!  
Streichelt mein Haar, klopft meine Wang —

Bei Euch wird mirs so gar nicht bang!  
 Denn droben glänzt so frisch und mild  
 Der freundlichen Madonna Bild;  
 Sie hat die Stadt vor Brand bewehrt,  
 Sie hat dem Land viel Heil beschert,  
 Caruben und Mandeln schüttet sie her,  
 Feigen und Blumen und was sonst noch mehr!  
 Fett werden die Schweine, stark die Rinder,  
 Sie beschirmt die Großen, behütet uns Kinder!  
 Und ihr, mein Herr, führt uns zu ihr!  
 Und doch tut Ihr so freundlich mir,  
 Und doch tut Ihr so gut und lind  
 Mir armem, elternlosem Kind!  
 Mir ists, als würd ich durch Wolken gehoben!  
 Ich mein, ich wäre im Himmel droben!  
 Und aus Euerer bleichen, weichen Hand  
 Fühl ich einen schönen Brand,  
 Der mir den ganzen Leib durchzündet,  
 Als wär der Sonne ich angepfändet!  
 O, streichelt mich! Seht — wie durch die Nacht  
 Dämmrigen Chors die Jungfrau lacht!  
 Küßt mich, umarmt mich, so viel Ihr wollt!  
 Seht, es lachen die Heilgen so hold!  
 Ich bin gesegnet, so lang ich bleib  
 Euerer Gnaden Zeitvertreib!

FAUSTINO



## UNTER DEN STERNEN

EIN DIALOG VON HANS BETHGE

Am Strande von Sylt. Anfang Herbst. Die Sonne ist im Meere versunken. Es dunkelt schnell. Nur vereinzelt, in Plaids gemummt, sind noch Badegäste zu bemerken. Auf zwei Strandstühlen sitzen nebeneinander: Vitorina, eine junge Witwe in Schwarz, und Fernando, junger Witwer, elegant und einfach wie sie. Eine Weile sehen die Beiden schweigend über das Wasser fort in den rötlich verblässenden Himmel und geben ihre Gedanken dem eintönigen Gemurmel der Brandung hin. Dann beginnt

Fernando: Wenn dieser Abend nun ewig wäre?

Vitorina: Wie meinen Sie das?

Fernando: Ich weiß die Zeit nicht mehr, daß es bei mir einmal so ruhig war.

Vitorina: Der Abend fliegt vorüber wie die Möve dort. Vielleicht noch schneller.

Fernando: Ja, man sollte sich daran gewöhnen zu denken, daß das Glück auf Mövenflügeln wohnt.

Vitorina: Aber glauben sie mir: Was uns das Leben auch bringen mag: Die törichten Wünsche hören nicht auf.

Fernando: Ich weiß nicht, ob die Wünsche töricht sind. Nur daß wir an sie glauben, ja, das ist töricht.

Vitorina: Wir wollen uns deshalb mit den Wünschen begnügen lassen und nicht daran denken, ihnen eine Erfüllung zu bescheren. Wollen wir uns mit den Wünschen begnügen lassen? Sie reicht Fernando die Hand.

Fernando legt die seinige als Zeichen des Einverständnisses hinein. Zaghaft: Ja!  
Pause.

Fernando: zum Himmel empordeutend: Sehen Sie dort oben. Der Abendstern.

Vitorina: Er ist sehr weit von hier.

Fernando: Wir werden ihn nie zu deuten wissen.

Vitorina: Die Leute sagen immer, daß die Märchen Torheit seien. Giebt es wundervollere Märchen als die silbernen Sterne?

Fernando: Sehen Sie den großen, glänzenden? Möchten Sie einmal dort hinauf?

Vitorina: Nein. Möchten Sie, daß die Märchen zur Wahrheit würden? Dann wären es ja keine Märchen mehr, und aller Zauber wäre verschwunden.

Fernando: Immer neue tauchen auf. Sehen Sie doch, ein ganzes Rudel in einem Kreis. Und da über dem Leuchtturm der funkelnende, der ist wie eine Verheißung. Der lockt mich.

Vitorina: Wie wunderbar dies Alles ist. Und wie kurz wir zumeist darüber denken.

Fernando: Es ist nicht nütze, darüber zu denken.

Vitorina: Meinen Sie? Ich glaube doch, daß es zu etwas nütze sei. Sehen Sie diese unendliche Fülle: Milliarden und aber Milliarden. Sie sind auch bei Tage da, aber wir sehen sie nicht, denn unsere Augen sind von der Sonne geblendet. Und es giebt noch unendliche, undenkbar unendliche Füllen anderer solcher Gestirne, aber unseren Blicken auf immer verborgen, denn das, was wir hier über uns sehen, ist nur das Mindeste des Wunderbaren. Was will unsere kleine Erde in dieser Unendlichkeit heißen? Was haben Sie zu bedeuten und ich? Was haben unsere Gefühle zu bedeuten und unsere Gefühlchen, die uns so riesengroß erscheinen, im Angesicht dieses Unendlichen, unser kindliches Wissen, unsere engen Vorstellungen von Freiheit, Schicksal, Gerechtigkeit, Willen, Gott? Es ist mir gewiß, daß nicht ein einziger dieser Begriffe dem Ewigen standhält.

Fernando: Sie filosofieren, Vitorina?

Vitorina: Ich empfinde das nur.

Fernando: Vitorina, ich wünschte, ich hätte ihren toten Gatten gekannt.

Vitorina: Hören Sie, wie dort hinter den Dünen die Wildgans ruft?

Fernando: War Ihr Gatte eigentlich älter als Sie?

Vitorina: Hören Sie die Wildgans?

Fernando: Vitorina!

Vitorina: Ist es nicht wundersam, wenn solch ein Vogel durch den Abend ruft? Ist es nicht, als sei die Natur zu einem tiefen Gedicht geworden? Wie ist dieser Abend schön.

Fernando: Vitorina, sprechen Sie nicht weiter so. Sprechen Sie nicht so heimelig, sagen sie lieber etwas Gewöhnliches, Plattes. Ändern Sie vor allem den Ton Ihrer Stimme, ich muß sonst fliehen.

Vitorina ruhig: Ist Ihnen so bang? Beim bloßen Klang einer Frauenstimme, die Sie erst wenige Stunden kennen?

Fernando: Es ist nicht die Stimme allein.

Vitorino: Aber ja, Sie haben recht. Ich werde mich bemühen, so kalt und glatt zu sprechen, wie es möglich ist. Es ist meine Pflicht sogar. Nachdenklich: Oder . . . sollte es doch meine Pflicht nicht sein?

Fernando: Ja, es ist ihre Pflicht, bei Gott, Vitorina, glauben Sie mir!

Vitorina: Verzeihen Sie. Wie lange ist Ihre Gemahlin eigentlich schon tot?

Fernando: Kaum ein Jahr. Wie kommen Sie darauf?

Vitorina: Es flog mir so in den Sinn. Weil Ihnen so bange ist, wissen Sie?

Sie zwingen sich beide zu lächeln. Pause.

Fernando: Wissen Sie, Vitorina, daß es Menschen gibt, die niemals aufhören, glücklich zu sein? Es sind Menschen von kurzem Gesicht und behaglichem Verstand, und es ist ihr Wunsch nicht, Flügel zu haben, um sich über die Andern fortzuschwingen und Alles zu erkennen und zu erfahren. Sie zweifeln nicht, sondern sie glauben. Ihre Sinne sind nicht fein, darum ertragen sie so viel. Ihr Geist ist bescheiden, darum ist er zufrieden. Ich möchte nicht sein, wie jene Menschen sind — und dennoch; wie beneide ich sie! O, wie beneide ich sie!

Vitorina ruhig: Denn sie haben den Frieden.

Fernando: Haben Sie auch schon einmal etwas wie Neld gegen jene Menschen gefühlt?

Vitorina: Wer sagt Ihnen denn, mein Freund, daß ich nicht selbst zu jenen Menschen gehöre?

Fernando: Jetzt scherzen Sie.

Vitorina: Wieso?

Fernando: Haben Sie den Frieden?

Vitorina sieht auf das Meer hinaus.

Fernando in verändertem Ton: Es ist eine seltsame Natur, in die wir verschlagen sind. Warum kann sie uns niemals das Gewöhnliche ersparen? Sie hat fast eine Freude daran, die edelsten, glühendsten Gefühle allmählich in die niedrigsten zu verwandeln, die freilich nicht

weniger glühend sind. Sie tut es immer — nur nicht bei jener ewig zufriedenen Klasse, von der wir eben gesprochen haben.

Vitorina nickt.

Fernando: Ein Mann liebt eine Frau mit den höchsten, heiligsten Gefühlen, vor deren Heiligkeit er fast erschrickt, da er sich bis dahin noch nicht bewußt geworden war, daß er so heilige Tiefen in sich hätte. Er weiß, daß sein Leben ohne jene Frau nicht mehr gedeihen kann, daß es verkümmern müßte ohne sie, er will sie deshalb zu seinem Weibe machen. Er geht zu ihr und findet, daß sie ihm ganz die gleichen Empfindungen entgegenbringt, die ihn für sie ergriffen haben. Beiden wird es zur Gewißheit, daß sie vom Himmel für einander geschaffen seien. Sie leben und jubeln und küsself sich. Und verbinden sich dann, um lachend dem ersehnten Glück entgegenzulaufen.

Die Armen! Sie wissen nicht, daß der Gipfel schon hinter ihnen liegt. Jener Augenblick, in dem sie ihre Liebe erkannten. Das war das Höchste, denn es war — das Reinst. Nun geht es den Berg hinab. Langsam, so langsam, daß sie es selbst noch gar nicht spüren. Aber plötzlich kommt dann der Tag — er kommt immer. Die Glut ist verglüht, und die Wärme hefriedigt nicht mehr, da ihr die Glut vorangegangen war.

Vitorina: Nun kommt das Gleichgültige. Das entsetzlich Öde. Das ewig Graue.

Fernando: Die Küsse hören auf, und die Hände legen sich müde ineinander.

Vitorina: Es ist, als ob die Sonne verschleierte Strahlen hätte. Das Leben hat seinen Glanz verloren.

Fernando: Die Nächte sind kalt, und eine fremde Sehnsucht stellt sich ein. Die Liebe ist nun längst schon tot, und eines Tages, ganz plötzlich, ohne daß man es ahnte vorher, ohne daß man ihn will und noch recht kennt, da kommt . . .

Vitorina: Der Haß.

Fernando nickt: Er ist dann das Letzte. Woher er kommt? O, aus der Liebe, aus der großen Liebe. Da schließt er im Sinn schon von Anfang an, so wie die letzte Stunde, in der ersten schläft, so wie der Tod im brausendem Leben begründet ist.

Vitorina: Und wie es beginnt. Wissen Sie, wie es beginnt?! Mit einem Blick, mit einem eisigen, unheimlichen, fremden Blick, vor dem man erschrickt bis ins Mark, da man ihn nie bis dahin erfahren

hat. O, wie entsetzlich fremd kann der Blick eines menschlichen Auges sein? Er kann Mauern aufrichten.

Fernando: Der Eine fängt an, das Wesen des Andern heimlich zu bedauern, woran er bis dahin niemals dachte, und findet plötzlich, daß die Bewegungen des Andern häßlich sind, seelenlos; und seine Worte rauh, unrein, und ihr Inhalt plump. Er schilt sich einen Narren, daß er dies Alles früher nie bemerkte. Er möchte den Andern schlagen für jede seiner häßlichen Bewegungen, für jedes seiner kindischen Worte. Er möchte ihn schimpfen mit ganz gewöhnlichen Worten, aber er schweigt und beißt die Zähne zusammen. Er ist gereizt bis aufs Blut, er möchte weinen wie ein Kind und weiß nicht, was er will und was er empfindet. Nur dies Eine weiß er: daß er unglücklich ist — durch den Andern.

Vitorina: Vielleicht hat sich sein Auge auch an einer andern Frau erfreut. Oder das ihrige an einem andern Mann.

Fernando: Warum nicht? Wir sind mit Sinnen begabt, die wollen ihre Nahrung haben. Aber wie dem auch sei: das Glück ist in eine tiefe Nacht begraben.

Vitorina: Und dann?

Fernando: Ich sagte schon, daß es das Letzte sei. Das Leben dehnt sich noch weit, aber glanzlos und ohne Süße. Die Augen verlernen es, Freude an der Schönheit zu haben und das goldene Licht zu trinken. Um die Lippen kommt ein Zug, als müßten sie ewig Bitteres schmecken.

Vitorina: Die Menschen sollten es nicht so weit kommen lassen. Sie müssen sich trennen, ehe es so weit kommt.

Fernando: Wenn sie ehrlich sind, ja. Meist haben sie nicht den Mut dazu.

Vitorina: Sie haben Recht. Es gehört ein Mut dazu, ehrlich zu sein. Und auch ein Entschluß. Wie leicht verlieren wir die Kraft, einen Entschluß zu fassen.

Fernando: Es ist ein seltener Segen, wenn die Natur selbst ein Erbarmen hat.

Vitorina sieht ihn fragend an.

Fernando: Ich meine, wenn sie Einen sterben läßt von den Beiden. Das ist noch das Beste. Oder nicht?

Vitorina unsicher: Es mag wohl das Beste sein — vielleicht, ja. Aber gut — nein, nein, nein, gut ist dies Alles nicht . . .

Fernando: Wissen Sie, Vitorina, daß es Nächte gibt, in denen sich ein Mensch die Augen rot weint nach dem Toten, den er einst haßte?

Vitorina: Der Tod verändert alles Gewesene.  
Fernando: Er vergoldet es.

Vitorina: Die Erinnerung sieht nie das Graue, durch das wir schritten, sondern nur die glänzenden Stunden, die wir mit Lachen genossen. Das Glück des ersten Anfangs, das süße, reine, läßt uns nicht los, und wir verzehren uns in Sehnen danach.

Fernando: Wir leben es nur einmal. Die Sehnsucht ist Vergeudung. Aber hier kann die Vernunft nichts tun.

Vitorina plötzlich in die Ferne hinausdeutend: Ah — sehen Sie dort! . . . Nun ist es vorbei. Haben Sie den Meteor gesehen, der da drüber vom Himmel fiel und im Wasser versank?

Fernando: Ich habe ihn gesehen. Haben Sie sich etwas gewünscht bei seinem Fall?

Vitorina: Ja, mein Freund.

Fernando: Aber die Wünsche sind Torheit, Vitorina . . .

Vitorina in die Ferne blickend: Dieser Wunsch nicht. Ich habe mir gewünscht, daß Sie mich bald recht tief . . . verachten möchten.

Fernando bittend: Vitorina! . . .

Sie schüttelt abwehrend das Haupt und sieht schweigend auf das schwarze Meer hinaus, auf dem hier und da weiße Schaumstreifen emportauchen. Bald beginnt sie zu frösteln.

Vitorina aufstehend: Kommen Sie. Mich friert, mich friert. Dieser Abend ist kalt.

Fernando sich gleichfalls erhebend: Kalt wie das Leben, Vitorina! — Es ist fast dunkel geworden, der Himmel ist übersät von unzähligen Sternen. Vitorina legt sich ein Plaid um die Schultern. Fernando will ihr dabei behilflich sein, aber sie wehrt ihn ab. Sie schreiten stumm den Strand hinan und steigen die Dünen empor. Hierbei reicht Fernando seiner Begleiterin den Arm. Sie legt den ihrigen hinein, doch nach wenigen Schritten schon zieht sie ihn hastig wieder heraus. So wandern sie nebeneinander dem Dorfe zu.



## LETZTE FAHRT

1901

*Et puis, comme il m'a aidait dans mes douces études,  
Comme il connaissait bien toutes les habitudes  
Des plantes, des insectes, des oiseaux de Dieu.*

Lamartine, Jocelyn.

Vor Kurzem erst, der Herbst war schon gekommen,  
Als Du mich fuhrst auf dem Schwanenpfade  
Den alten Weg hin zum gewohnten Bade,  
Dem müden Leib zu gutem Nutz und Frommen.

Du sprachst davon, wie oft den See durchschwommen  
Ich drei Jahrzehnt lang, der noch jetzt mich lade,  
Und wie, wenn wir vertraun auf Gottes Gnade,  
Manch Jahrlein noch ein Gleiches wär willkommen.

Nicht ahnten wir, daß heut von Dir erwiesen  
Zum letztenmal ward solche Pfleg und Hülfe. —  
Der Tod war nah, Dein blaues Aug zu schließen.

Wohl schmerlich wirst Du mir mein Lebtage fehlen,  
So lange, gleitend durch viel hohe Schilfe,  
Die Wasser hier von Lieb und Treu erzählen.

C. B.-S.



### DER JUNGE PAN

„Nino, süßer! komm in unsre Laube!  
Spür den Rosenhauch — wir wollen küssen!“  
„Nein, Gigetta, meine schwarze Taube!  
Wirst Dir einen andern suchen müssen!

Schleichen will ich nach dem Palazzino,  
Und ich kenn dort einen Marmorknaben!  
„Herzblutrote Lippen hab ich, Nino!  
Sag, was willst von einem Stein Du haben?

„Wisse, Wildling, daß ich gern Dich kusse,  
Gern die Rose in das Haar Dir flechte,  
Gern Dir brech die braunen Festtagsnüsse —  
Doch ein Andrer steigt durch meine Nächte!

Weiß es nicht, von welcherlei Gesippen!  
Doch so schön ist er und macht mich heilig,  
Legt auf meine Stirn die blanken Lippen  
Und nach ihm die Arme kehr ich eilig!

Drück mich ganz an seinen klaren Busen,  
Spür in Holdheit wandeln mich allmählig,  
Und in so gelinden und konfusen  
Träumereien fühl ich mich so selig!

Kanns bei Tage denken kaum, nicht nennen,  
Und ich möcht es nie dem Priester sagen!  
Nur weil Deine Lippen köstlich brennen,  
Darfst Du mich nach solchem Wunder fragen!

### ◦ ◦ DER EIGENE ◦ ◦

Weiß ich doch, was mir Dein Mund vergönnte!  
Doch ich fühl, ich kann noch Schöneres haben,  
Wenns mir ist, als wenn ich wirklich könnte  
Einst lebendig küssen meinen Knaben!

Und in Blut verwandeln seine Blässe,  
Seine Brust mit Wärme ganz durchzünden,  
Und mit ihm zur rauschenden Zypresse  
Wandeln und nach mytereichen Gründen!

Und mit ihm im Flor der Quellen liegen,  
Seine kleine, goldne Hand ergreifen,  
Und mit ihm im glücklichsten Umschmiegen  
Nach dem sommerwarmen Meere schweifen!

Nein, Gigetta! faß nicht meine Hände!  
Sich, ein Gott — ich spürs! — macht mich erhaben  
Über Dich und Deiner Augen Brände! —  
Und nun such ich meinen Marmorknaben!“

LYSIS.





HYLAS  
WILHELM BISSEN

### HYLAS

Auf Lemnos ruht die traumdurchglühte Sommernacht.  
 Gestirne blitzen auf. Im fernen Osten steigt  
 Dianens Sichel aus dem dunstumflorten Meer.  
 Ein leichter Wogenschwall begrüßt ihr Silberlicht,  
 Der wachsend nun an Argos' Kiel sich schäumend bricht  
 Und klatschend niederfällt auf bleichen Uferkies.  
 Duftschwüle Grüße sendet Lemnos' üppger Strand,  
 Und aus den fackelhellen Hainen jauchzt empor  
 In Flötentönen, Harfenspiel und Chorgesang  
 Der Lemnerinnen Festlust mit der Gäste Schaar,  
 Den Argonauten, kühnen Seglern, die das Fließ,  
 Das goldne suchen, den geraubten Königsschatz  
 Nach Jolkos heimzuführen von der Kolchier Land.  
 Die Frauen, die der eigenen Männer sich beraubt  
 Im blutigen Kampfe, haßerfüllt, — nun lieben sie!  
 Auf seidnen Lagern pflegen sie der süßen Rast  
 Mit jenen Kühnen, deren Kiel das Meer durchfureht,  
 Und die an Lemnos Anker warfen sonder Scheu.  
 Doch alle nicht betraten blutgetränkten Strand.  
 Ein Held blieb ferne, finster grollend: Herakles.  
 Wachhaltend steht er an der Argos Steuerbord,  
 Die Blicke nach des Meeres nächtger Flut gewandt.  
 Nicht lockt der Jubel ihn, der duftige Blumenpfühl,  
 Drauf schön umlockte Lemnerinnen ausgestreckt  
 In üppger Wollust schlürfen seltner Liebe Glück.  
 Er haßt die Mörderinnen, zürnt der Freunde Schar,  
 Die hier untätig weilen, während günstger Wind,  
 Die Segel schwellend, ihnen rasche Fahrt verheißt.  
 Wozu das Säumen? Qualenvolle Stunden, die  
 Tatlos verrinnen abwärts in die stygsche Flut!

• • DER EIGENE • •

Er krampft die Faust um seiner mächtgen Keule Griff,  
 Und schütternd kliert der volle Köcher neben ihm,  
 Drin seine Pfeile rosten, die nun wohl umsonst  
 Getrunken des lernäischen Drachen tödlich Gift.  
 Umsonst auch schliff er wohl das sieggewohnte Schwert,  
 Das müßig ihm von sonngebräunter Schulter hängt.  
 Da legt sich eines Jünglings weißer, schlanker Arm  
 Um seinen Nacken und ein rosig Lippenpaar  
 Preßt sich ans Ohr ihm, liebeflüsternd, seideweich.  
 Aufwacht aus schwerem Sinnen jählings Herakles.  
 „Hylas! Geliebter! — Längst entschlummert wähnt ich Dich.  
 Doch nein — Du, des Alkiden einzig wahrer Freund,  
 Gleich mir ja hältst Du Wache, grollst und leidest Du —  
 Ich weiß es. —“ — „Laß Dein fruchtlos Zürnen, Herakles  
 Komm, raste mit mir hier auf hartem Lager, komm!“  
 Der Jüngling hängt sich an des Helden breite Brust.  
 Da schreit er auf. Des Löwenfelles Kralle hat  
 Geritzt die zarte Wange, der nun Blut enträuft.  
 Schnell drückt die Lippen auf die Wunde Herakles  
 Und schlingt die sehnigen Arme um des Knaben Leib:  
 „Mein Hylas!“ flüstert der Alkide liebevoll  
 Und trägt nun selbst den Knaben zärtlich zu dem Pfuhl  
 Von wolligen Fließen, auf des Schiffes dunklem Grund.  
 „Laß uns der Liebe pflegen! Deines Leibes Zier,  
 o Seligkeit, o Duft gleich Weinesblüte! — Spricht —  
 Nein nimm die Zither, spiele, singe, Musenfreund,  
 Poseidons Liebe zu dem Sohn des Tantalos,  
 Dem dunkeläugig schönumlockten, göttlichen;  
 Zu Pelops, der an Göttermahlen einst geschweigt,  
 Vom Liebling Chrysippus und seinem bittern Tod  
 Durch neiderfüllter Brüder rohe Mörderhand,  
 Und dann das schönste Lied, das Eros selber hat,  
 Der Männliche, gedichtet am kastalschen Born,  
 Von Ganymed, dem Troersohn, und seinem Glück,  
 Da der Kronide, liebeglühend sein begehrt!  
 Das singe mir mit Deiner Stimme weichstem Klang!“ —  
 Und Hylas prüft die Saiten. Leis erklingt das Lied,  
 Das himmlische, zum Rauschen nächtgen Wogendrangs.  
 Der Beiden Seelen trägt empor nun Traumeslust  
 Zu sonnigen Gefilden, in der Götter Heim,

In eine Welt des reinern Lichts, drin Heldenkraft  
Dem zartesten der Triebe willig sich ergibt. —  
Da dringt ein Flüstern aus der Nymphen nahen Schlucht,  
Wo stäubend rauscht die Quelle nieder vom Gestein,  
Wo Prymno ströhlt ihr Goldgelock im Morgenlicht,  
Wo Hyppo badet mit der Schwestern holden Schar  
Am schilfgen Ufer des umbuschten Waldessees,  
Und nachts Eurydike, den Rosenkranz im Haar,  
Zum Tanze führt der hochgeschürzten Nymphen Chor.  
Die vollen, marmorweißen Schultern leuchten auf  
Im Licht Selenens, das durch Eichenwipfel bricht.  
Die Nymphen nahm der Argos, wo der Bergbach sich  
Dem Hain entwindet und sich eint der salzgen Flut.  
Die weißen Arme winken, unterm Binsenkranz  
Das Haargelock, das duftende, wallt lang herab  
Auf Brust und Nacken und umfließt die Hüften noch,  
Die sich im Reigentanze wiegen her und hin.  
Die Schar umkreist das Schiff, und die Limnade spricht:  
„O Herakles, Du Göttersohn, voll Kraft und Mut.  
O schönster aller Helden, die ich je geschaut.  
Du Schönheitstrunkener, auf, erwach und komme herab  
Aus Deiner Argol Folge mir zum lauschgen Hain,  
Zum kühlen Sprudelquell, in stiller Grotten Nacht!  
Dort pflegen wir der Liebe, seligen Göttern gleich,  
Denn ewige Jugend blüht uns, während jene dort,  
Die Lemnerinnen, welken in der Männer Arm,  
Die Gattenmörderinnen, die Dein Haß verfolgt,  
Die Du verachtet, des Kroniden stolzer Sohn.  
Doch uns, die nimmer Welkenden, verschmähst Du nicht.  
So sei denn unsrer Grotten Gast, Unsterblicher!“  
Hylas erwacht und sieht, wie der Alkide hebt  
Vom Lager sich und langsam tritt zur Ruderbank.  
Ihm folgt der Freund, gelockt von der Limnade Wort.  
Doch Herakles verbirgt im weiten Löwenfell  
Den Knaben vor dem Späherblick der Nymphenschaar  
Und flüstert: „Unbedachter, schnell zurück, hinab  
Ins Schiff! O lausche nimmer tölichem Gesang!“  
„Sie lieben Dich! Was fürchtest Du die Göttlichen?“  
„Ob seiner Liebe hassen den Alkiden sie.  
In Schmeichelreden bergen sie den argen Sinn.

Nur Dich zu rauben nahmen sie dem nächtgen Strand.“  
Und zu der Nymphen Schaar gewandt ruft Herakles:  
„Wo wär ein Held, der Nympheliebe nicht begehrt?  
Sie schafft Unsterblichkeit und nimmer schwindend Glück.  
Wen aber Eide binden an der Argos Kiel,  
Deß Fesseln lösen selbst die ewgen Mütter nicht.  
So muß ich stehn, ein Wächter an dem nächtgen Strand,  
Und Hymen flieht den harten Pfahl des Herakles.“  
„So gib uns Hylas!“ ruft zurück Eurydike. —  
„Der Nymphen Brunst und grausam unstillbaren Gier  
Des Hylas zarte Schönheit opfern? — Nimmermehr!  
Das anvertraute Kleinod raube mir kein Weib!“  
„Du Heuchler! Keines Eides Fessel bindet Dich.  
Du liebst den Knaben — leugne nicht, o Herakles!“  
„Mich binden Eide, und mich fesselt Eros Macht  
An Hylas, das ist Wahrheit, die dem Helden ziemt.“  
„Dein Hylas wird der Nymphen Rache nicht entgehn.“  
„Und Euer Drohen schreckte noch kein Heldenherz!“  
„Des Hylas Tod verleidet Dir das goldne Fließ“.  
„Mein Hylas lebt, und diese Keule schützt den Freund.“  
„Doch Nymphelist entwaffnet Jasons Ruderknecht.“  
„Ihr Binsenweiber, zu den Fröschen taucht zurück!“  
„Zur Spindel greife wieder, die Dich einst geziert!“  
„Lemuren seid ihr, Lemnos Hündinnen verwandt!  
Ägierige, zum sumpfigen Würmerpfuhl zurück!“  
„An Deinen Händen klebt noch Limnos Sängerblut.“  
„Von Euren Lippen trieft des Drachenzahnes Gift.“  
„Bei den Plejaden uns zu Häupten, höre denn!  
Wahnsinnunmachet mordest Du mit frevler Hand  
Noch Deine Kinder, schändest Phöbos Heiligtum  
Und wirst als Sklave dienen einem Weibe noch!“  
„Lichtscheue Graien, weg von meines Schiffes Bord!“  
Zornflammend schwungt die Wucht der Keule Herakles  
Und greift zu Pfeil und Bogen an der Ruderbank.  
Der Nymphen Scharen aber weichen scheu zurück  
Und bergen sich in ihres heiligen Haines Schutz.  
Ihr Fluch verhallt im grenzenlosen Aethermeer.  
Nun zieht die Nacht, des Chaos Tochter, des Gewölks  
Tiefschwarze Schleier hoch empor, der Sterne Licht  
Verhüllend und die weite sturm bewegte See.

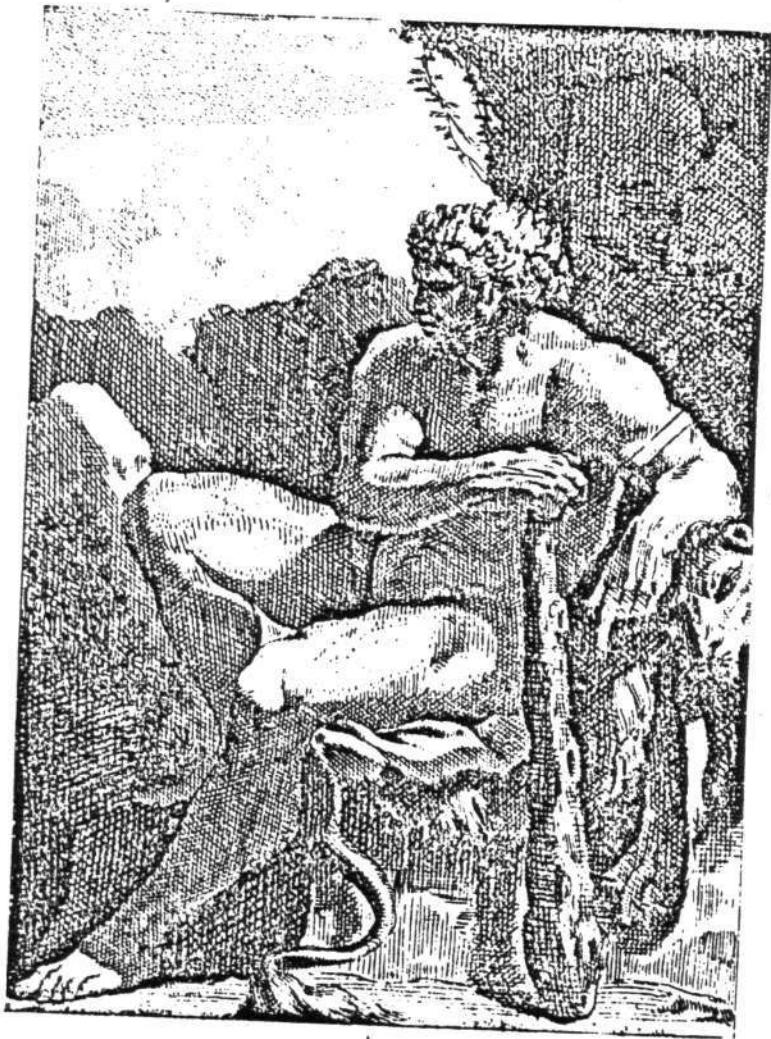
Meerflutumschlungen atmet Lemnos tief und schwer,  
Gleich wie das Weib, entschlummert in des Mannes Arm,  
Und Herakles sinkt nieder auf des Schiffes Grund  
Zu kurzer Rast an Hylas Seite, schwermutvoll.

Ein rosig Frührot weckt der Argonauten Schaar,  
Und Jason eilt zu Herakles, dem Grollenden:  
„Ha, schläft mein Kampfgenosse noch in Hylas Arm?“  
„Die Treue wacht!“ entgegnet der Alkide stolz,  
„Doch Ihr erschlafft in geiler Lust auf Lemnos' Grund.  
Und Schimpf statt Ruhm noch erntet Ihr auf dieser Fahrt.  
So werf ich denn den Fackelbrand in Argos Kiel,  
Wenn meine Kampfgenossen auch nur eine Nacht  
Noch ruhn bei Lemnos blutbefleckten Hündinnen,  
Anstatt zu suchen Meeresflut und Waffenlärm!“  
Beschämmt ruft Jason die Genossen all herbei.  
Die Helden steigen eilends an der Argos Bord.  
Hypsipyle, die Königin, geleitet sie  
Zum Strand, in ihrer Frauen Flor die lieblichste,  
Und Gastgeschenke sendet sie an Argos' Bord.  
Die Ruderschläge fallen klatschend in die Flut.  
Doch nun ein Stoß, ein Krachen — und zersplittert sinkt  
Das Ruder des Alkiden in den Wogenschwall.  
„Der Nymphen Tücke!“ Knirschend murmelts in den Bart  
Der Heros und ergreift das Beil, entsteigt dem Schiff,  
Und eilt zur Talschlucht, wo der Esche schlanker Schaft  
Zur Höhe strebt, wetteifernd mit der Tannen Wuchs.  
Dort fällt er sich das Ruderholz mit kundgem Blick  
Und glättet für den Griff der Hand es kunstgerecht.  
Da schallen Stimmen, lachende, vom Nymphenhain  
Und Plätschern wie von Badenden im nahen See.  
Doch nun ein Notschrei: „Herakles, hilf Herakles!“  
Auf springt der Held dem Rufe seines Hylas nach.  
Und schaut in sumpfigen Fluten ringen seinen Freund  
Mit Nymphenarmen, die zur Tiefe niederziehn  
Den schon im ersten Kampf zum Tod Ermatteten.  
Vergeblich dringt der Held durch Schilf und Sumpf und Schlamm.  
Schon schlingt die Flut hinunter den geraubten Freund,  
Und Herakles sinkt schmerzbetäubt am Ufer hin.  
Dann kehrt er bleich, verstörten Blickes zum Schiff zurück.

„Dir nach lief Hylas — Fandest Du den Knaben nicht?“  
Ruft Jason dem Gefährten unheilahnend zu.  
„Die Nymphen raubten ihn, und nimmer folg ich Euch,  
Bis ich entrissen ihn aus der Verhafteten Haft.  
Durch Eure Schuld verlor ich den geliebten Freund.  
So holt ihn wieder, lohnend meine treue Wacht!“  
Orpheus erhebt sich. Nach der Nymphen Hain enteilend  
Er lenkt den Fuß, mit süß einschmeichelnd sanftem Wort  
Der Nymphen Herz zu röhren, hoffend, daß vielleicht  
Die List vermag, was nicht dem Heldenmut gelang.  
Doch kehrt er traurig endlich wieder zu dem Strand.  
Wutschäumend greift nun Herakles zum Wehrgehäng,  
„Mir nach zur Schlucht!“ — Da winkt abwehrend Orpheus ihm.  
„Zu spät!“ — Und horch — ein Waffenklirren, Roßgestampf!  
Der Amazonen reisge Schaar sie sprengt heran  
Auf falben Rossen. Speer und Doppelbeil erglänzt,  
Und Haare flattern gleich der Rosse Mähnen wild.  
So rasen donnernd nieder sie zum Meeressstrand.  
Die Führerin der Reiterinnen aber wirft  
Des Hylas Haupt, das schmerzentstellte, nach dem Schiff.  
Ein Hohngelächter gellt: „So rädchen, Hylas Freund,  
Die Nymphen sich!“ Dann wieder jagt die Schaar davon  
In Waldesnacht, den felsumtürmten Schluchten zu.  
Ein Wutgeschrei — Verzweiflungsvoll reckt Herakles  
Die Fäuste. Schwer, gleich einem Toten stürzt er dann  
Zu Boden, stöhnend, in der Argos dunkeln Raum.  
Die Helden aber greifen zu den Rudern nun,  
Und leicht im Winde fliegt dahin ihr schlankes Schiff,  
Die Wogen furchend, kühnen Abenteuern zu,

HUGO CHRISTOP HEINRICH MEYER.





HERAKLES  
Nach einem alten Stich

## WENN DER GINSTER BLÜHT.

GEDICHT IN PROSA.

Wenn der Ginster blüht, wenn seine leuchtenden Flammen die Höhen meiner Schwarzwaldheimat mit gelbem Glanze umzüngeln, wandre ich voll heiliger Sehnsucht und stillem Glück an dem, was einst war, durch die weiten blühenden Gefilde, unter hellblauem Maienhimmel, und jede der unendlich vielen gelben Blüten ist mir ein seliger Gruß von „ihm“! — Von „ihm“? Ich hatte ihn zum ersten Mal gesehen, als er, kaum 12 Lenz zählend, im dunkelblauen Samtgewand bei einer Schulfeier ein einfaches Gedicht mit aller unschuldigen Glut seiner jungen Seele vortrug, also daß die alten Damen schluchzten, die Kameraden lauschten und ich langsam hinausging und still in mich hineinweinte.

„Also so lang schon hast du mich kennen lernen wollen und hast es beinahe ein Jahr nicht gewagt mich anzureden?“ klang es ein Jahr später zu mir von weichen, roten, frischen Knabenlippchen und großen dunkelblauen Augen strahlten zu mir, dem 6 Jahre Älteren in mildem Glanz herauf. Und ich legte schüchtern meinen Arm um die lieben Schultern, und voll Vertrauen schmiegte sich ein blonder Knabenkopf an meine Brust. „Du bist mein lieber kleiner Freund“! Wie zitterten meine Lippen, wie bebte mein Leib, als dies erste Liebesbekennen gesprochen war. Und wir pflegten bis zu meinem Schulaustritt nach dem Abitur eine liebliche Freundschaft voll süßer Knabenunschuld und glühendem Jünglingsidealismus! Da kam die erste schwere Trennung, als ich zur Universität mußte. Aber die kleinen harmlosen und die großen schwärmerischen Briefe flogen hin und her. Und es kam wieder einmal Pfingsten ins Land. Und der goldige Ginster flammte im Sonnenlicht von der fernsten Höhe. Und der junge Student durfte seinen Heißgeliebten zum ersten mal allein mitnehmen in die schöne, reiche Welt der Heimat-Berge! Sein lieb Mütterchen rief dem kleinen Blonden am Bahnhof noch nach: „Sei auch recht artig und folge dem lieben „Herrn Doktor“ immer hübsch!“ Und fort rauschte der Schnellzug. Im Osten begannen eben die ersten blassen Morgenstrahlen zu glühen und die Natur legte langsam den graublauen Schleier der Frühe ab; mein Herzensfritz hatte sein noch etwas müdes Haupt an mich gelegt, und ich wagte es, mit dem rechten Arm die schlanke liebe Gestalt ganz sachte an mein heißes Herz zu drücken. Wortlos fuhren wir so in den erwachenden Tag hinein. Nur ab und zu ein dankbares Lächeln aus

## ○ ○ DER EIGENE ○ ○

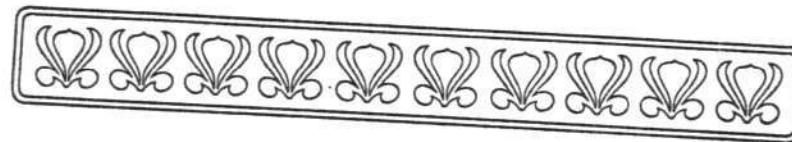
den schönen blauen Augen bekundete mir des Liebsten Glück. Und aus dem schönen Morgen ward ein schöner Tag. Und aus dem Tag eine göttlich schöne Woche voll Glanz der lenzgrünen Wälder, des lenzblauen Himmels und unserer lenzfrischen Liebe. Wir hatten schon des Rheinfalles gewaltige Größe schauend erlebt, wir hatten, eng aneinandergeschmiegt, vom Belchen die trunkenen Blicke in die glänzende Pracht der Alpen getaucht, uns war vom Feldberg die Sonne wie in einem Meere von unbeschreiblichen Farben versunken, und einsame, finstere Täler voll starrer Felsen und uralter, bemooster Tannen, zwischen denen rauschende Bäche weißschäumend sich hindurchdrängten, hatten uns stundenlang seeligste Zweiseinsamkeit geschenkt, — und das lösende Wort von der heiligen Liebe war doch noch immer ungesprochen geblieben — da flammteten des goldenen Ginsters heiße Flammen und schmolzen alles Starre mir im Herzen und auf der Zunge. Und in weltentrückter Einsamkeit, weit um uns her nur goldene Ginstersflammen und einzelne weiße Birkenstämme mit wallendem, lichtgrünem Blättergeriesel, und über uns nur lichtweiße Maiwölkchen, die weißen Segeln gleich des Aethers blauen Ozean durchzogen, da geschah das Unglück: Auf den Knieen lag ein Jüngling vor einem Knaben und stammelte süße törichte Liebesworte und bettelte um eine Gabe von den kirschroten Lippen des sprachlosen Knaben, und schäsig mit glühendem Gesicht neigte sich der Blonde, und sehnige Arme zogen den kaum sich Sträubenden vollends hernieder, und zwei Lippenpaare fanden sich, die sich schon lange gesucht, und zwei Herzen schlugen zusammen, die nur der Tod einst trennen sollte! Und auch die letzte Bitte ward der werbenden Liebe gewährt: hüllenlos, wie der Genius des Lenzes selbst, stand ein Knabe zitternd und hold verschämt an einer Birke weißem Stamm, und die gelben Ginstersflammen umkosten den weißen, keuschen Leib und die weißen, schlanken Glieder, vor deren heiliger Unschuld des Jünglings Erdenwünsche wie Nebel im Sonnenschein zergingen; nicht wagte er das reine Gefäß der lieben Seele zu entweihen, nur ein Kuß, ein Kuß, ein Kuß. . . . Und bald war die Heide, die geheiligte, wieder einsam, und nur die kosenden Winde flüsterten im Zwiegespräch mit den Birken von der großen törichten Liebe. Und viele Jahre später kommt manchmal im Lenz, wenn der Ginster blüht, wie einst, ein ernster, stiller Mann langsam über die weiten Höhen, läßt sich nieder unter der geheiligten Birke in den Flammen des goldenen Ginsters und träumt von der gestorbenen Jugendzeit.

EIN EROSJÜNGER.



**HIRTENKNABE**

Künstler unbekannt. Original im Besitze der Kunsthändlung Schneider und Hanau-Frankfurt a. M.



## BÜCHER UND MENSCHEN

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Dr. med. Magnus Hirschfeld. V. Jahrgang. I. Band. Leipzig, 1903. Verlag von Max Spohr.

Während mehrerer Jahrzehnte hatten bedeutende Forscher das homosexuelle Problem als ihr Spezialstudium behandelt und durch ihre aufklärende Arbeit die jetzt schon weit fortgeschrittene Umwälzung der öffentlichen Meinung über eine bis dahin verkannte und verachtete, aber umfangreiche Gruppe der Bevölkerung vorbereitet. Einer der unermüdlichsten und tapfersten war der längst verstorbene Kraft-Ebing, dessen Porträt daher mit Recht den vorliegenden Band eröffnet. Nachdem der harte Boden durch solche Männer gebrochen war, hat endlich Magnus Hirschfeld mit zielbewußter Energie in dem Charlottenburger Komitee eine Zentrale geschaffen, in welcher Mitarbeiter aus allen Fakultäten ihre Kräfte vereinen, um den Ausbau der neuen Wissenschaft zu fördern, und diese Wissenschaft ist bereits zu einer Macht geworden, an nahem Siege über die Vorurteile, die Fälschungen und die Ungerechtigkeit vieler Jahrhunderte niemand mehr zweifeln kann, der von der Allgewalt der Wahrheit überzeugt ist.

Das Forschungsmaterial, das dem wissenschaftlich-humanitären Komitee von allen Seiten zuströmt, hat sich mit jedem Jahre vergrößert. So mußte jetzt der Rat befolgt werden, den Dr. Kiefer bei Be-

sprechung des IV. Teils des „Jahrbuchs“ im Januarheft des „Eigenten“ gegeben hat: „die Arbeit eines ganzen Jahres zu teilen und zwei Bände statt einen herauszugeben.“ Es liegt uns daher heute nur die erste Hälfte des V. Jahrgangs vor; der zweite Band wird vier Wochen später erscheinen.

Von gegnerischer Seite ist fälschlich behauptet worden, daß die einzige Tendenz des „Jahrbuchs“ in der Abschaffung des § 175 bestehe. Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee macht allerdings kein Hehl daraus, daß es mit allen Kräften auf die Beseitigung eines Paragraphen hinarbeiten, der widernatürlich ist, weil er die Natur unter Strafe stellt, und deswegen mit dem Wesen des modernen Rechtsstaats in Widerspruch steht. Aber der Herausgeber betont, daß diese Bestrebungen erst dann ihren letzten Zweck erreichen werden, wenn die öffentliche Meinung das Wesen der Homosexualität erfaßt, und daß deswegen die Aufklärung über den Uranismus selbst und der Beweis, welche Rolle der Uranier in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gespielt hat, Ziele sind, die dem Komitee höher stehen als die Abschaffung jenes anachronistischen Paragraphen des Strafgesetzbuchs.

Der erste Beitrag zu diesem Bande ist des Herausgebers Abhandlung: „Ursachen und Wesen des Uranismus“, die unter dem Titel „Der urnische Mensch“ kürzlich schon separat erschienen war und im Maiheft des „Eigenten“ besprochen wurde. Irrtümlich war in dieser Besprechung die Angabe, daß das Buch aus einzelnen, vom Verfasser bereits in den „Jahrbüchern“ veröffentlichten Arbeiten zusammengestellt sei; die Abhandlung ist völlig neu, und sie ist nach ihrem Plan und ihrer inneren Einheitlichkeit ein zusammenhängen-

des Ganzen. Doch kann man dem Referenten nur zustimmen, wenn er das Verdienstvolle der Leistung hervorhebt und sie als eine Naturgeschichte des Homosexuellen bezeichnet. Um aber ihre Bedeutung ganz zu ermessen, muß man sich über Hirschfelds Verhältnis zu seinen Vorgängern Rechenschaft ablegen. Bisher hatte die Wissenschaft in der Homosexualität nur eine pathologische Erscheinung gesehen; denn die Forscher waren in ihrer ärztlichen Praxis fast ausschließlich dem kranken Urning begegnet. Hirschfeld dagegen wußte seinem Studium ein Beobachtungsmaterial zugänglich zu machen wie noch keiner vor ihm; aus allen Kreisen zog er die Homosexuellen zu sich heran, alle ihre mannigfaltigen Typen lockte er aus ihrer Verborgenheit hervor, ja er wußte sich ganz besonders auch das Vertrauen jener zahlreichen Uranier zu gewinnen, die außer ihrer eigenwilligen Triebrichtung keinerlei anormale Züge aufweisen und hinsichtlich ihrer geistigen Veranlagung mit der Elite der Normalen auf gleicher Höhe stehen. Und da sich in ihm mit der Geduld und dem kritischen Scharfsinn des Spezialforschers ein auf das Ganze gerichteter philosophischer Geist höchst glücklich vereinigt, so konnte es nicht ausbleiben, daß er nach Kenntnis und Erkenntnis allmählich zur ersten Autorität auf dem Gebiete der homosexuellen Frage heranreiste. Darum hat er in seinem neuesten Buche die Wissenschaft nicht nur über die Ergebnisse seiner Vorgänger weit hinausgeführt, sondern er hat ein Werk geliefert, das zweifellos Epoche machen und eine völlig neue Betrachtung des homosexuellen Problems eingeleiten wird. Wir besitzen hier endlich das erste wissenschaftliche System des Uranismus.

Am wichtigsten ist in dem Buche der umfassende Nachweis des angeborenen Charakters der urnischen Natur, ohne den die homosexuelle Individualität gar nicht verständlich sein würde. Keiner von den denkenden Homosexuellen, die doch wahrlich als Sachverständige gelten müssen, bezweifelt ja im geringsten das Angeborene seiner Triebrichtung; aber von heterosexuellen Schriftstellern, die ganz in ihrer Subjektivität gefangen sind, werden so

viele phantastische Versuche gemacht, die einfache Naturwahrheit hinwegdisputieren und die Wissenschaft in falsche Bahnen zu lenken, daß Hirschfelds erfolgreiche Bemühungen, die geschlechtliche Natur des Urnings aus der Totalität seines Wesens begreiflich zu machen, gar nicht dankbar genug begrüßt werden kann.

Besonders originell und geistreich durchgeführt ist Hirschfelds Theorie, daß die Homosexualität nicht als pathologisch oder als Entartungs symptom zu betrachten sei, sondern eine gesunde, weisen Naturzwecken dienende Varietät darstelle. Wegen dieser Anschauungen darf das Buch nicht nur im Leserkreise des „Eigenten“ auf allgemeinen Beifall rechnen, sondern es wird überhaupt viel dazu beitragen, die Homosexuellen, die sich als Enterbe ansehen, mit sich und der Welt zu versöhnen, ihr Selbstgefühl zu kräftigen und sie dadurch auch zu entschlosseneren Mitarbeitern an den Aufgaben der Gesamtheit zu machen. Trotzdem darf man die Frage, ob der Uranismus pathologisch oder physiologisch zu werten sei, noch nicht für endgültig gelöst halten. Es läßt sich mancher Einwand gegen Hirschfelds Ideen erheben, und sie werden voraussichtlich vielem Widerspruch begegnen. Aber daß sie ungemein befriedigend wirken und durch die Eröffnung neuer Gesichtspunkte die Erkenntnis außerordentlich fördern werden, dürfte sicher sein. Und selbst wer sich zu dem System als solchem nicht bekehren sollte, wird, wenn er aufrichtig Belehrung sucht, in dem Buche im einzelnen soviel beweiskräftiges Tatsachenmaterial, so viele überraschende Beobachtungen und treffende Gedanken finden, daß er es ohne das Gefühl, der Wahrheit einen großen Schritt näher gekommen zu sein, unmöglich zu schließen vermag.

In der zweiten Abhandlung berichtet P. Nägele-Hubertusburg über „einige psychologisch dunkle Fälle von geschlechtlichen Verirrungen in der Irrenanstalt.“ Er konstatiert auf Grund ausgedehntester Beobachtung die ganz unerwartete Tatsache, daß unter einer so großen Masse von Entarteten wahrscheinlich kein einziger echter Invertierter sich befand.“ Er nimmt daher an, daß die Inversion nur „bei leichter Entarteten aller Art auftritt,

oder gar vielleicht bei völlig Normalen (in der gewöhnlichen Gesundheitsbreite sich bewegenden)." Dies wäre eine wichtige Bestätigung der Hirschfeldschen Theorie. Beanstandet werden muß dagegen Näckes zweite Schlußfolgerung: „daß in den unteren Volksschichten wahre Homosexualität ganz abnorm selten ist.“ Vieljährige Erfahrungen anderer aufmerksamer Beobachter lehren, daß die unteren Volksschichten ziemlich den gleich Prozentsatz wie die oberen zur Masse der Homosexuellen liefern. Wenn Näcke auch in diesem Falle recht hätte und man dazu seinen ersten Satz heranzöge, daß die Homosexualität nur bei leichter Entarteten oder ganz Gesunden vorkommt, so würde man zu eigentümlichen Schlüssen gelangen. Man könnte dann entweder annehmen, daß die Homosexualität, als Begleiterscheinung höherer Bildung, eine Folge der Gehirnüberlastung der Vorfahren sei; oder man könnte das homosexuelle Individuum gar als einen höheren Entwicklungstypus betrachten. Indessen, diese Folgerungen fallen mit ihrer Voraussetzung.

In einer sehr umfangreichen Arbeit handelt Franz Neugebauer über „Chirurgische Überraschungen auf dem Gebiete des Scheinzwittertums.“ Er legt uns die Kasuistik von 134 Beobachtungen vor, mit 54 Fällen irrtümlicher Geschlechtsbestimmung, die größtenteils durch das Skalpell der Chirurgen erwiesen wurden. Wir ersehen daraus von neuem, daß echtes Zwittertum, also physische Bisexualität, beim Menschen bisher noch immer nicht zweifellos festgestellt, sondern in den meisten der zweifelhaften Fälle das mißgestaltete Individuum als eingeschlechtlich erkannt worden ist. Freilich sind auch etliche Fälle unaufgeklärt geblieben. Es erscheint danach zum mindesten verzeichlich, wenn manche Forscher, durch ihr homosexuelles Beobachtungsmaterial bestärkt, auch die Echtheit des seelischen Hermaphroditismus, also der psychischen Bisexualität, bezweifeln. Doch muß, wenn es eine ununterbrochene Kette der Zwischenglieder zwischen Mann und Weib gibt, theoretisch jedenfalls zugegeben werden, daß diejenigen, die zu 50 Proz. Mann und zu 50 Proz. Weib sind, wahrhaft bisexuell empfinden können.

Es folgt ein Brief Goethes aus Rom, in dem sich der Dichter mit bemerkenswerter Unbefangenheit über die gleichgeschlechtliche Neigung ausspricht. Er schreibt an Karl August: „Nach diesem Beitrag zur statistischen Kenntnis des Landes werden Sie urteilen, wie knapp unsere Zustände sein müssen, und werden ein sonderbar Phänomen begreifen, das ich nirgends so stark als hier gesehen habe, es ist die Liebe der Männer untereinander. Vorausgesetzt, daß sie selten bis zum höchsten Grade der Sinnlichkeit getrieben wird, sondern sich in den mittleren Regionen der Neigung und Leidenschaft verweilt: so kann ich sagen, daß ich die schönsten Erscheinungen davon, welche wir nur aus griechischen Überlieferungen haben, hier mit eigenen Augen sehen und als ein aufmerksamer Naturforscher das Psychische und Moralische davon beobachten konnte.“

Den Schluß des Bandes bilden fünf Charakteristiken bekannter Uranier. Zwei von ihnen haben weibliche, die anderen männliche Homosexuelle zum Gegenstande. In der ersten zeichnet uns Rosa von Braunschweig ein sehr sympathisches biographisches Seelenbild der genialen Schauspielerin Felicita v. Vestvali, die durch ihre tiefe Erfassung männlicher Rollen, besonders des Hamlet, berühmt geworden ist. Die übrigen vier Beiträge sind von Prof. F. Karsch, dessen gewissenhafte und unermüdliche Quellenforschung schon soviel Licht über das homosexuelle Problem verbreitet hat. Er führt uns die zweite Urinde vor, Madeleine Maupin, eine hochbegabte Opernsängerin, die schon vor zweihundert Jahren gelebt hat. Sie gibt sich, wie er sagt, „bei äußerer Weiblichkeit als einen Übermann“, und er fügt hinzu: „Diejenigen Gelehrten und Ungelehrten, welche es für ihre Pflicht halten, in den Erscheinungen gleichgeschlechtlichen Liebestriebs nicht etwas Urwüchsiges, nicht etwas von der Natur durch die Allmacht der Variation Gegebene, sondern überall nur Degeneriertes, Entartetes zu sehen, werden diese Kraftgestalt für ihre Schwächehypothese zu verwerten schwerlich im Stande sein.“ Etwas unglücklich gewählt erscheint in diesem Ausspruch nur das Wort:

„welche es für ihre Pflicht halten.“ Pflicht setzt Wahlfreiheit voraus, in der Wissenschaft aber gibt es keine Wahl, sondern nur logischen Zwang, und es wäre doch wohl zu weit gegangen, wenn man gegen alle Forscher, die Professor Karsch's Standpunkt nicht teilen, den Vorwurf erhöhe, daß sie die Wahrheit nicht sehen wollen.

Die drei männlichen Uranier, zu deren Charakterbild Karsch die Materialien mit außerordentlichem Fleiß gesammelt hat, sind der Schweizer Heinrich Hößli, der „als erster Kämpfe unserer Zeitrechnung für die absolute natürliche und sittliche Berechtigung des gleichgeschlechtlichen Liebestriebes mit allen Waffen des Geistes und mit mutiger Preisgabe seines Namens in seinem tiefgründigen wissenschaftlichen Werke „Eros“ in die Schranken trat“; sodann der wegen Ermordung seines Geliebten hingerichtete Rechtsanwalt Desfontaines, eine zweifellos pathologische Gestalt, dessen Schicksal die Veranlassung zu Hößlis „Eros“ gegeben hat; endlich der Herzog August der Glückliche von Sachsen-Gotha und Altenburg, der zuerst unter den Modernen die gleichgeschlechtliche Liebe in seiner Novelle „Kyllenion“ dichterisch behandelte. Dieser, ein Ahnherr des englischen Prinz-Gemahls Albert von Sachsen-Koburg, weist Züge starker Effemination auf, war aber reich und mannigfaltig begabt; Karsch nennt ihn mit Recht eine buntschillernde Menschen-Erscheinung. Hößli dagegen, obwohl nur ein Putzmacher, besaß die Natur eines Gelehrten mit ihren Vorzügen, wie mit ihren Absonderlichkeiten; er hatte aber auch ausgesprochen virile Eigenschaften und war vor allen Dingen ein starker Charakter. Als das Werk eines Charakters, der sich bewußt in den Dienst der Gerechtigkeit gestellt hatte, ist auch sein „Eros“ zu würdigen.

Um die äußere Ausstattung dieses Bandes, dem eine Fülle guter Illustrationen beigegeben ist, hat der Verleger sich wiederum sehr verdient gemacht.

EDUARD BERTZ.

**Das Geschlecht.** Gratisbeilage der „Neuen Heilkunst“. Begründet und geleitet von Reinhold Gerling. Verlag von Möller und Borel, G. m. b. H., Berlin S., Prinzenstr. 95. Abonnement für die Neue Heilkunst mit allen Beilagen jährlich (24 Hefte) 6 Mk.

Ein neuer Kampfgenosse! Ein Blatt, das Aufklärung über alle Fragen des Geschlechtslebens verbreiten will, das seinem Programm nach insbesondere auch der Homosexualität besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Leitung liegt in den bewährten Händen Reinhold Gerlings, des Mannes, der es zuerst gewagt hat, öffentlich gegen die Mißachtung der gleichgeschlechtlichen Liebe aufzutreten. Ehe ein wissenschaftlich-humanitäres Comité (gegr. 1897) bestand, hat er in seinen zahlreich besuchten öffentlichen Versammlungen in ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz aufklärende Vorträge über das Problem der Freundschaft veranstaltet, von denen eine jede als glänzende Demonstration abließ gegen den § 175 und die Verkennung uralter Liebe. Sein Blatt, die „Neue Heilkunst“, hat immer die homosexuelle Bewegung gefördert, und wir gehen nicht fehl, wenn wir die Kenntnis des Gegenstandes, die heute bereits weiteste Volkskreise besitzen, in erster Linie auf Gerlings aufopfernde Tätigkeit zurückführen.

Von dem neuen Blatte liegen bisher zwei Nummern vor. In Nr. 1 berichtet Hans Rau, der sich ebenfalls die größten Verdienste um die homosexuelle Bewegung erworben hat, über den Begriff der „geistigen Homosexualität“, den Hanns Fuchs in seinem bekannten Buche über Richard Wagner aufgestellt. Weitere Artikel sind betitelt: „Homosexualität in der Ehe“ und „Sittlichkeitsverbrechen“; der letzgenannte ebenfalls von Hans Rau. Aus der Umschau ersehen wir unter anderem, daß Gerling in den Monaten Januar bis März 1903 über das Thema der Homosexualität außer in Berlin in Eutin, Kiel, Cottbus und Nordhausen gesprochen hat.

Vor Weihnachten sprach der Redner in Zürich (2 mal), Bern, Basel und Berlin (2 mal).

Heft 2 enthält unter anderem den Beginn eines Artikels aus meiner Feder, betitelt „Eine Volkskrankheit“, in dem ich die ungeheuren Gefahren zu schildern suchte, die die Gonorrhöe für unsere Gesellschaft hervorruft. Der Leitartikel „Homosexualität“ von Dr. med. Aug. Müller dient allerdings höchstens als Warnung vor dessen Buch, das in der gleichen Nummer angekündigt wird. Recht wertvoll zu werden verspricht der Fragekasten.

Wir nehmen an, daß auch die Leser des „Eigenten“ dem neuen Blatte weitgehendes Interesse entgegen bringen werden.

Edwin Bab.

### Jena oder Sedan?

In diesem In- und Ausland aufs Lebhafteste beschäftigenden, Aufsehen erregenden, großen Roman schildert Beyerlein auch einige Freundschaftsverhältnisse. Das interessanteste, weil zarteste und über die gewöhnlichen Grenzen weit hinausgehende, ist das zwischen Franz Vogt, dem kräftigen Bauernjungen, und dem zarten verkümmerten Schreiber Klitzing.

Beide schließen gleich am ersten Tage ihres Eintritts ins Heer Freundschaft, Vogt von Mitleid mit dem blassen, feinen, elternlosen Jungen bestimmt, dem, da er eben erst aus dem Krankenhaus entlassen ist, auch die kleinste Dienstübung sauer fällt. Seine erste große Probe besteht dieser Freundschaftsbund, als Klitzing von den alten Mannschaften, die seinetwegen Nachexzerzieren gehabt, „verhauen“ werden soll. Da tritt Vogt für ihn ein, nimmt den Kampf mit einer ganzen Stube voll Angreifern auf und geht schließlich, obgleich im Gesicht verwundet, von einigen Kameraden unterstützt, als Sieger aus dem Kampf hervor. Es ist Schlafenszeit geworden. Ohne daß die Sache weitere Folgen hat, sucht man das Lager. Vogt, notdürftig verbunden, geht neben Klitzing.

„Tut es sehr weh? Franz“, fragte er auf der Treppe. Vogt fing zögernd an: „Na, weißt du?“, aber als er die traurigen Augen des Freundes sah, fuhr er fort: „Ach nein, es ist garnicht so schlimm.“

Orestes.

Jetzt erst fiel ihm wieder ein, woraus der ganze Streit entstanden war, und er meinte scherzend: „Aber siehst du, verhauen haben sie dich doch nicht!“

Dem Schreiber standen die Tränen in den Augen.

„Franz, was bist du für ein guter, guter Kerl!“ sprach er leise. „Ich weiß nicht, wie ich dir das danken soll, aber verlaß dich darauf, ich dank dir schon einmal!“

Sie waren auf dem Vorflur angekommen, wo der Feuerleiher hing. Da schlang plötzlich Klitzing die Arme um die Schultern Vogts und küßte den Kameraden.

Und Vogt drückte den schmächtigen Schreiber fest an sich und erwiderte: „Heinrich, so mach doch kein Aufhebens davon. Du bist doch mein lieber, lieber Freund!“

Blut kittet. Und Klitzing kommt auch dazu, Vogt zu danken, der immer mehr sich seiner annimmt, mit ihm teilt, was er von Hause erhält, ihn auf Urlaub mit in seine Heimat nimmt und ihn in allem beisteht, daß der schmächtige Junge anfängt aufzuleben.

Als während des Manövers ein Geschütz mit den sechs Pferden davor einen Abhang hingerollt ist und es gilt, die Tiere und ein paar mit in den Knäuel gerissene Kameraden zu befreien, verwickelt sich Vogt in die Zugtaupe und kann nicht wieder in die Höhe. Gleichzeitig beginnt das Mittelhandpferd von neuem auszuschlagen. Die Eisen streifen Vogt.

„Der nächste Schlag müßte ihm den Schädel zerschmettern.“

Klitzing sah die unvermeidliche Gefahr, und plötzlich warf er sich mit seinem Körper blindlings auf die wütend dreinhauenden, eisenbeschlagenen Hufe.“

Er rettet seinen Freund, aber mit Opferung seines eigenen Lebens, eben, als er beginnt, ein gesunder und durch Freundesliebe beglückter fröhlicher Mensch zu werden. Zweimal noch kommt er zur Besinnung. jedesmal erkennt er den Freund an seiner Seite mit inniger Liebe. Dann stirbt er den Opfertod der Freundschaft.

Orestes.

### UNTERM STRICH

Ein Blatt der Freiheit, für männliche Kultur, Sittenverbesserung und Lebenskunst. Dieser Nebentitel, den DER EIGENE von der heutigen ersten Nummer des neuen Semesters an fortab behält, gibt klar und deutlich die so einfach gewünschte und notwendig gewordene Erweiterung seines Programms wieder. DER EIGENE soll neben dem Kunstblatt auch wieder ein Kampfblatt werden, wie er es früher war: Ein Pionier der Freiheit gegen jederlei Staatstyranner und Sittenknechtschaft — ein Wegebahnier zu einer neuen Kultur, die den Charakter des Mannes trägt — ein Hüter und Sänger der Lieblingminne und Pfleger einer platonischfreien Geselligkeit.

Wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, begangen durch Verherrlichung der griechischen Liebe in Heft 1 und 2 des Eigenen, stand gegen Adolf Brand und Herrn Max Spohr am 22. Juli die Hauptverhandlung in Leipzig an. Der Termin wurde jedoch in letzter Stunde aufgehoben, die Anklage erweitert, das Mai- und Juni-Heft inkriminiert und sogar Schiller und Fidus für unzüchtig erklärt! Beanstandet werden jetzt folgenden Artikel: „Der arme Lelian“, von Arthur Roessler — „Im Garten“ von Peter Hamecher — „In die Zukunft“ von Gotamo — die Bessprechung „Narkissos: Der neue Werther“ von Dr. Kiefer — die Gedichte „Raphael“ und „Neue Liebe“ von Adolf Brand — die Novelle „Gewitternacht“ von Hanns Fuchs — „Waldfrei“ von Adolf Brand — „Essoli“ von Caesareon „Die Freundschaft“ von Schiller — „Das Plauderstündchen“ von Hanns Fuchs — „Liebeslied“ von Walther Ehrenfried — „Im Frühlingsgarten“ von einem

Erosjünger — die Kunstblätter „Die Gemeinschaft der Eigenen“ „Lucifer“ und „An einen Jüngling“ von Fidus — „Frauenbewegung und männliche Kultur“ von Edwin Bab — „Ist es nötig?“ von Diogen — und zuletzt die Inserate „Ehemaliger Vizefeldwebel“ u. s. w. — Das Erscheinen dieser Nummer hat sich deshalb bedeutend verspätet, ebenso die Erledigung manch eines lieben Briefes!

Die Revision der Sache Egon Eickhoff ist vom Reichsgericht verworfen worden. Die Verherrlichung der Lieblingminne und der schlichte, für jeden ehrlich Denkenden vor allem selbstverständliche Satz: daß unsere Liebe sich auch nach physischer Vertrautheit sehne — genügte schon, um die kleine Flugschrift für unzüchtig zu erklären. Wenn geile Pfaffen und bigotte Huren mit ihrer verkommenen Phantasie an solch einem Buche oder Kunstkwerke Anstoß nehmen, dann wird heutzutage dank der staatlich approbierten Feigenblatt-Judicatur des Reichsgerichts „das Scham- und Sittlichkeitsgesetz nach dem allgemeinen Volksempfinden in geschlechtlicher Beziehung“ stets „verletzt“. Es geht eben auch ohne die lex Heinze, Man verbietet nur, was man verbieten will, man haßt die Wahrheit und liebt die Heuchelei und läßt die Gemeinde offen auf der Straße gehen. Wenn das inkriminierte Flugblatt „unzüchtig“ sein soll, dann wäre es Pflicht des Staatsanwalts, Alles zu konfiszieren, was von griechischen, römischen und deutschen Klassikern jemals über die Lieblingminne geschrieben wurde; aber auch die Bibel, die ja selbst den Kindern schildert, wie David Jonathan geliebt! — —





### Druckfehler:

In dem „Liebeslied“ auf Seite 319 muß es in Zeile 14 „mild“ statt „wild“ heißen, und die erste Zeile auf Seite 320: „von allem Schönen hier des Schönstes bist!“ — Das Kunstabblatt von Barrias auf Seite 409 dagegen stellt den Schwur des Spartacus dar. — Spartacus, der spätere Heerführer des Sklavenaufstandes in Rom, schwört als Knabe am Kreuze seines zu Tode geschundenen Vaters den Tyrannen Rache. Ungeheuer Schmerz, lodernnde Wut und namenloser Haß durchzucken sein Gesicht und lassen jede Faser seines jungen Körpers bebien. Das ganze Schicksal der Entrichteten und Ge knechteten schreit in ihm um Rache auf und zwingt ihm den Dolch der Freiheit in die Hand.

---

Verantwortlich für Redaktion und Verlag:

Adolf Brand

Charlottenburg, Wilhelmplatz 1a

Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

---

Juli '03



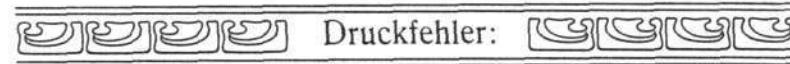
## UNTERM STRICH

**Ein Blatt der Freiheit, für männliche Kultur, Sittenverbesserung und Lebenskunst.** Dieser Nebentitel, den DER EIGENE von der heutigen ersten Nummer des neuen Semesters an fortab behält, gibt klar und deutlich die so vielfach gewünschte und notwendig gewordene Erweiterung seines Programms wieder. DER EIGENE soll neben dem Kunstblatt auch wieder ein Kampfblatt werden, wie er es früher war: Ein Pionier der Freiheit gegen jederlei Staatstyrannie und Sittenknechtschaft — ein Wegebahner zu einer neuen Kultur, die den Charakter des Mannes trägt — ein Hüter und Sänger der Lieblingminne und Pfleger einer platonischfreien Geselligkeit.

**Wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften,** begangen durch Verherrlichung der griechischen Liebe in Heft 1 und 2 des Eigenen, stand gegen Adolf Brand und Herrn Max Spöhr am 22. Juli die Hauptverhandlung in Leipzig an. Der Termin wurde jedoch in letzter Stunde aufgehoben, die Anklage erweitert, das Mai- und Juni-Heft inkriminiert und sogar Schiller und Fidus für unzüchtig erklärt! Beanstandet werden jetzt folgende Artikel: „Der arme Lelian“, von Arthur Roeßler — „Im Garten“ von Peter Hamecher — „In die Zukunft“ von Gotamo — die Begründung „Narkissos: Der neue Werther“ von Dr. Kiefer — die Gedichte „Raphael“ und „Neue Liebe“ von Adolf Brand — die Novelle „Gewitternacht“ von Hanns Fuchs — „Waldfrei“ von Adolf Brand — „Essoll“ von Caesareon „Die Freundschaft“ von Schiller — „Das Plauderstündchen“ von Hanns Fuchs — „Liebeslied“ von Walther Ehrenfried — „Im Frühlingsgarten“ von einem

Erosjünger — die Kuntblätter „Die Gemeinschaft der Eigenen“, „Lucifer“ und „An einen Jüngling“ von Fidus — „Frauenbewegung und männliche Kultur“ von Edwin Bab — „Ist es nötig?“ von Diogen — und zuletzt die Inserate „Ehemaliger Vizefeldwebel“ u. s. w. — Das Erscheinen dieser Nummer hat sich deshalb bedeutend verspätet, ebenso die Erledigung manch eines lieben Briefes!

• **Die Revision der Sache Egon Eickhoff** ist vom Reichsgericht verworfen worden. Die Verherrlichung der Lieblingminne und der schlichte, für jeden ehrlich Denkenden vor allem selbstverständliche Satz: daß unsere Liebe sich auch nach physischer Vertrautheit sehne — genügte schon, um die kleine Flugschrift für unzüchtig zu erklären. Wenn geile Piaffen und bigotte Huren mit ihrer verkommenen Phantasie an solch einem Buche oder Kunstwerk Anstoß nehmen, dann wird heutzutage dank der staatlich approbierten Feigenblatt-Judicatur des Reichsgerichts „das Scham- und Sittlichkeitsgefühl nach dem allgemeinen Volksempfinden in geschlechtlicher Beziehung“ stets „verletzt“. Es geht eben auch ohne die lex Heinze. Man verbietet nur, was man verbieten will, man haßt die Wahrheit und liebt die Heuchelei und läßt die Gemeinheit offen auf der Straße gehen. Wenn das inkriminierte Flugblatt „unzüchtig“ sein soll, dann wäre es Pflicht des Staatsanwalts, Alles zu konfiszieren, was von griechischen, römischen und deutschen Klassikern jemals über die Lieblingminne geschrieben wurde; aber auch die Bibel, die ja selbst den Kindern schildert, wie David Jonathan geliebt! — — —

## Druckfehler:

In dem „Liebeslied“ auf Seite 319 muß es in Zeile 14 „mild“ statt „wild“ heißen, und die erste Zeile auf Seite 320: „von allem Schönen hier das Schönste bist!“ — Das Kuntblatt von Barrias auf Seite 409 dagegen stellt den Schwur des Spartacus dar. — Spartacus, der spätere Heerführer des Sklavenaufstandes in Rom, schwört als Knabe am Kreuze seines zu Tode geschundenen Vaters den Tyrannen Rache. Ungeheuer Schmerz, lodern Wut und namenloser Haß durchzucken sein Gesicht und lassen jede Fiber seines jungen Körpers bebhen. Das ganze Schicksal der Entrichteten und Gequälten schreit in ihm um Rache auf und zwingt ihm den Dolch der Freiheit in die Hand.

---

Verantwortlich für Redaktion und Verlag:  
Adolf Brand  
Charlottenburg, Wilhelmplatz 1a  
Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

# AKTSTUDIEN

aus Deutschland und Italien

zum Preise von 1.— Mk. pro Blatt  
versendet

in Mappen zu 25 Stück

zur

Ansicht und Auswahl

die

BUCH- UND  
KUNST-HANDLUNG  
DER EIGENE

Charlottenburg

Wilhelmpatz 1a.

# Die Renaissance des Eros Uranios

Die gleichgeschlechtliche Liebe als eine  
Frage der männlichen Freiheit

Mit naturrechtlicher, naturwissenschaftlicher,  
kulturhistorischer und sittenkritischer Antwort

Von  
**Dr. Benedict Friedlaender.**

Das Werk ist nach Erscheinen durch alle  
Buchhandlungen zu beziehen.

Die  
gleichgeschlechtliche Liebe  
(Lieblingminne)

Ein Wort über ihr Wesen und  
ihre Bedeutung  
von

cand. med. Edwin Bab

Mit einem kritischen Anhange:

Dr. med. Magnus Hirschfelds „Urnischer Mensch“

Buchschnuck von Fidus

Preis 2 Mark

Hugo Schildbergers Verlag  
Berlin NW 23.

Jahrbuch  
für  
sexuelle Zwischenstufen  
unter besonderer  
Berücksichtigung der Homosexualität.  
Herausgegeben  
unter Mitwirkung namhafter Autoren  
im Namen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees  
von Dr. med. M. Hirschfeld.

I. Jahrgang:  
brosch. M. 5.—, eleg. geb. M. 5.50

II. Jahrgang:  
brosch. M. 7.—, eleg. geb. M. 8.50

III. Jahrgang:  
brosch. M. 10.—, eleg. geb. M. 11.50

IV. Jahrgang:  
brosch. M. 15.—, eleg. geb. M. 17.50

Soeben neu erschienen:

V. Jahrgang, Band I  
brosch. M. 12.—, eleg. geb. M. 13.50

V. Jahrgang, Band II wird am 1. Septbr. 1903 fertig vorliegen.

Das Jahrbuch erscheint auf Veranlassung des wissenschaftlich-humanitären Komitees, das sich im Jahre 1897 zu Berlin und Leipzig konstituierte, um im Sinne der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntnis für die Abschaffung des Urningsparagraphen tätig zu sein. Der äußerst vielseitige Inhalt des Werkes wird von der gesamten Presse als hochbedeutsam und hochinteressant charakterisiert, es verdient nicht nur vom rein wissenschaftlichen, sondern auch vom allgemein psychologischem Gesichtspunkt die größte Beachtung.

Bestellungen erbittet die

Verlagsbuchhandlung von Max Spohr in Leipzig.

## Kästchen-Inserate

Jeder Raum 5 Mark, bei 12 maliger Aufnahme die Hälfte.

### Im Ausland lebender Schriftsteller

sucht intelligenten jungen Mann mit guter Schulbildung als Sekretär und journalistischen Gehilfen. Betreffender hätte bei Geschick und Neigung gute Aussicht, in einigen Jahren selbständige Stellung als Auslandsberichterstatter bei großer Zeitung zu erlangen. Kenntnisse im Französischen erforderlich. Freie Station und kleine Vergütung. Reisekosten werden erstattet. Offerten mit Lebenslauf, Zeugnis-Abschriften, Photographie und kurzer Skizze über irgend ein aktuelles Thema an die Redaktion des Eigenen unter „*Sokrates*“.

**Selbständiger, geb. Rheinländer,** sprachkundig, soliden und ruhigen Charakters, dem Freundestreue höchstes Ideal, hegt den Wunsch, Anschluß an Gleichgesinnten zu finden. — Für eine beabsichtigte Herbsttour, voraussichtlich nach dem Süden, sucht derselbe einen **Reisegefährten** oder Reisebegleiter. Adressen bzw. Konnektionen in Italien, woselbst noch unbekannt, besonders willkommen. Gefl. Briefe sub „*Reno*“ an die Red. erbeten.

**Junger Mann,** 21 Jahre alt, landwirtschaftlicher Beamter, in der Nähe Berlins wohnhaft, sucht, da sehr vereinsamt, mit älteren Gleichgesinnten zwecks Freundschaftsanknüpfung in Verbindung zu treten. Gefällige Zuschriften unter „*L. St. 100*“ an die Redaktion des Eigenen erbeten.

**Junger Mann,** 26 Jahre alt, Würtemberger, mit guten Referenzen, sucht mit Gleichgesinnten, welche Lust hätten, nach Brasilien auszwandern, in Korrespondenz zu treten. Gefällige Zuschriften erbeten unter „*Brasilien*“ an die Redaktion des Eigenen.

**S**uche zwecks Austauschs beiderseitiger Erlebnisse und Anknüpfung einer treuen Freundschaft mit einem Schicksalsgenossen Mitte 20. in Korrespondenz zu treten. Bin 37 Jahre alt, Geschäftsinhaber, religiös gesinnt, und bitte gefl. Zuschriften möglichst mit Photographie an die Redaktion des Eigenen zu adressieren unter „*Shr. 482*“.

Institut für  
Massage und Krankenpflege  
**Charlottenburg,** Wilhelmplatz 1a, 2 Tr.,  
Eingang Lützowstr. **Martin Schrimski.**

**Möblierte Zimmer**  
auf Tage, Wochen und Monate.  
**Frau Schaufuss,**  
Charlottenburg, Berlinerstr. 60, 2. Gartenh. I.

### Schriften von August Fleischmann-München:

1. **Der Freundling.** Enthüllung über das Dritte Geschlecht. 5. Aufl. 30 Pfg.
2. **Enterbe oder Bevorzugte des Liebesglückes.** 2. Aufl. . . . . 30 "
3. **Die männliche Prostitution in München und Berlin.** 4. Aufl. 30 "
4. **Seelenzwillinge.** Enthüllungen über zweigeschlechtliche Wesen 50 "
5. **Die Übervölkerungsfrage und das Dritte Geschlecht** . . . . . 50 "
6. **Das Opfer.** Ein Freundlingsdrama . . . . . 30 "
7. **Der Fall Krupp.** 2. Aufl. . . . . 20 "

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Juli '03  
hinter außen

# DER EIGENE

tritt für die Wiedergeburt der Lieblingminne ein, für ihre natürliche und sittliche Berechtigung im öffentlichen und privaten Leben. — Er erstrebt die ästhetische und politische Pflege eines Freundschaftskultus, wie er zur Blütezeit der Antike Sitte war.

**DER EIGENE** will in der körperlichen und geistigen Erziehung der männlichen Jugend zur Unabhängigkeit und zu persönlicher Hingabe an Freund und Vaterland den schönsten und höchsten Kultus der Lieblingminne pflegen. — Er will in dem innigen Verhältnis von Jüngling zu Jüngling, von Mann zu Jüngling, und von Mann zu Mann dem Staate eine Quelle der Kraft erschließen, die der persönlichen Freiheit ebenso sehr, wie der Kunst und dem gemeinen Wohle dienen soll!

**DER EIGENE** will seine Anhänger zu einer einmütigen Phalanx sammeln, in der Alle für Einen und Einer für Alle stehen: treu, opferfreudig und kampfbereit!